2,00 DM / Band 758
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Die Katzenfrau

John Sinclair Nr. 758

von Jason Dark

erschienen am 12.01.1993

Titelbild von Joe und Vito de Vito

Sinclair Crew

Die Katzenfrau

Ich habe sie getötet - ich allein!

Es hämmerte auf ihn ein wie eine Anklage. Immer und immer wieder sah er die Szene vor sich. Das bleiche, noch junge Gesicht der Frau. Er spürte das kalte Metall des Abzugs an seinem rechten Zeigefinger. Er hörte den Schuß. Das Gesicht wurde zerstört. Er sah das Blut, den erstaunten Ausdruck der Augen und das Fallen des Körpers.

Damit war es vorbei. Das weitere Geschehen verschwamm in einem dichten Nebel.

Sir James Powell erwachte!

Wie immer in den letzten Tagen, die er nicht an seinem Schreibtisch verbracht hatte, war er in Schweiß gebadet. Für ihn waren die Nächte noch schlimmer als die Tage, denn während der hellen Stunden hatte er lange Gespräche geführt. Er hatte sich den Problemen gestellt und erklärt, daß er ein Mörder war. Er hatte die wehrlose Frau auf der Bühne erschossen, einfach so, ohne ein Motiv gehabt zu haben. Und er hätte auch andere Menschen erschossen, wenn es John Sinclair nicht gelungen wäre, ihn durch körperliche Gewalt davon abzuhalten. Aber den Mord hatte er auch nicht verhindern können.

Sir James hatte in seinem Leben noch nie derartige Dinge erlebt. Ausgerechnet er, der dem Gesetz so treu und korrekt gedient hatte, war durch die Manipulation des Dämons in die für ihn ausweglose Lage geraten. Er war auch nicht mehr in den Club gegangen. Die letzten drei Tage waren wie ein Traum vor seinem geistigen Auge abgelaufen. Er hatte an nichts anderes als an diesen einen schrecklichen Vorfall gedacht. Er machte sich Vorwürfe, er schämte sich dafür, er stand schon vor einem Nervenzusammenbruch, aber er hatte sich wieder gefangen und auch mit Vorgesetzten darüber geredet.

Im Innenministerium wußte man Bescheid. Zusammen mit John Sinclair war er dort gewesen, und sein Mitarbeiter hatte dem Minister die Zusammenhänge erklärt. Der Minister hatte Verständnis gezeigt. Er dachte ebenso wie John Sinclair. Diesen Mord konnte man dem Superintendenten nicht anlasten, weil er eben nicht Herr seiner Sinne gewesen war. Eine andere Macht hatte von ihm Besitz ergriffen, und auf seinen Vorschlag den Dienst zu quittieren, hatte sich der Minister nicht eingelassen.

»Wir brauchen Sie noch, Sir James!«

So hatte er gesprochen, und der Superintendent hatte keinen Widerspruch eingelegt, allerdings um eine kleine Pause gebeten, die man ihm auch gewährte.

Formal war er entlastet, aus dem Schneider. Aber da gab es noch sein Gewissen, das ihn quälte, das ihn drückte, das ihn fertigmachte. Immer wieder dachte er an die eine Szene, und wenn er dann in einen Schlaf gefallen war, kehrte sie als Traum zurück und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Alles drängte sich hoch, es peitschte in ihn hinein. Permanent wurde er mit den schrecklichen Einzelheiten konfrontiert, bis hin zum tödlichen und blutigen Finale, so daß Sir James erwachte und nicht mehr einschlafen konnte.

Immer in den frühen Morgenstunden. So wie jetzt, als ihn der Traum abermals gequält hatte. Sir James hockte auf der Bettkante und fühlte sich aufgequollen. Die Hände hielt er gegen sein Gesicht gepreßt, hinter der dünnen Haut an der Schläfe spürte er das Zucken, und sein

Herz schlug überlaut.

Er konnte nicht mehr schlafen. Er wußte auch, wie sich die Dinge weiterentwickeln würden. Er würde aufstehen, ruhelos durch seine kleine Wohnung wandern und sich dabei in Selbstvorwürfen ergehen. Im Mund hatte er einen Geschmack, als hätte er ein Scheuerpulver verschluckt. Alles war aufgerauht und trocken.

Einen kleinen Vorteil hatten die letzten Tage gebracht. Die große Hitze war verschwunden. Wind aus dem Norden hatte Kühlung gebracht. Die Schwüle war aus den Straßenschluchten vertrieben worden.

Sir James stand auf. Da er seine Brille nicht aufgesetzt hatte, konnte er noch nichts sehen. Das Gestell lag neben ihm auf dem Nachttisch. Er setzte sie auf, und aus der Düsternis des Schlafraums schälten sich allmählich Konturen hervor. Überall an seinem Körper klebte der Schweiß. Sir James fühlte sich ausgetrocknet wie ein alter Schwamm, dem Feuchtigkeit zugeführt werden mußte.

Er betrat die kleine Küche, wo er die Kühlschranktür öffnete. Als er sich bückte und die Mineralwasserflasche hervorholte, schoß ihm wieder durch den Kopf, daß die junge Frau erst dreiundzwanzig gewesen war. Sie hatte am Beginn eines Lebens gestanden, das ihr vor einem Sir James Powell brutal genommen worden war.

Er trank aus der Flasche. Es war ein stilles Wasser. Die mit Kohlensäure versetzten konnte er nicht vertragen, denn seit Jahren schon litt er unter Magenbeschwerden.

Er trank einen großen Schluck. Zwar löschte das Wasser seinen Durst, doch besser fühlte er sich nicht. Sein Gewissen konnte er nicht wegspülen.

Er stellte die Flasche wieder weg. Die Küche kam ihm plötzlich vor wie eine Gefängniszelle. Dorthin hätte er eigentlich gehört. Hinter Gitter, denn er war ein Mörder. Mörder durften nicht frei herumlaufen, sie mußten ihre Strafe verbüßen, aber er lief eben frei herum. Er arbeitete sogar im Dienste des Gesetzes, obwohl er diese schreckliche Tat begangen hatte.

Mit dieser Tatsache wurde Sir James nicht fertig. Die wollte ihm nicht in den Kopf, denn sie ging gegen seine Einstellung. Er konnte die Worte des Innenministers nicht akzeptieren. Seiner Ansicht nach hatte es sich der Mann zu leicht gemacht. Sir James dachte daran, daß er eben keine Maschine war, sondern ein Mensch. So leicht ließ sich die Tat nicht wegstecken.

Er betrat den Wohnraum, wo er sich in einen Sessel setzte. Neben ihm lag die Fernbedienung, doch in die Glotze schauen wollte er auch nicht. Es hätte ihn nicht abgelenkt. Er hatte das Fenster gekippt. Kühle Luft wehte durch den Spalt und strich durch das Zimmer. Er fühlte den Hauch auf seinem schweißbedeckten Gesicht und hörte sich selbst

überlaut atmen.

Daß er diese Tat begangen hatte, wußten nur die wenigen Eingeweihten, und die würden schweigen.

Das erlöste ihn nicht von seinen Problemen. Das Gewissen würde ihn weiter belasten. Er konnte sich jetzt noch nicht vorstellen, seine Arbeit wieder normal aufzunehmen. Was würden Glenda, John und Suko von ihm denken? Sie würden mit einem Mörder zusammenarbeiten, sie konnten doch keine Aufträge mehr von ihm annehmen, ohne daß sie daran dachten, was er getan hatte.

»Ich muß da raus!« flüsterte er, »und ich muß mich aus dieser Lage allein herauswinden. Es ist alles so schrecklich. Ich bin gefangen worden. Ich kann ja keinem mehr in die Augen schauen, ohne daran denken zu müssen, daß die anderen immer sagen, daß ich ein Mörder bin. Der Spuk hat es geschafft. Er ist derjenige, der den Keil zwischen mich und meine Mitarbeiter getrieben hat.«

Natürlich hatte er mit ihnen geredet, auch Glenda Perkins wußte inzwischen Bescheid. Sie hatte es ebenso akzeptiert wie auch die anderen, und natürlich war kein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen gedrungen. Auch die anderen hatten ihn nicht angeklagt, sondern ihn immer wieder nur verteidigt.

Sir James hätte darüber froh sein können, er war es trotzdem nicht. Das lag nicht an den anderen, sondern an ihm. Er war ehrlich genug, dies zuzugeben, denn er selbst kam einfach nicht darüber hinweg. Diese Tat würde ihn Zeit seines Lebens belasten und ihn dabei auch in seinen Aktivitäten einengen.

Schuldgefühle, sehr starke Schuldgefühle quälten ihn. Vielleicht hätte es ihm geholfen, wenn er mit anderen darüber geredet hätte, aber das wollte er nicht. Er hatte sich die Suppe eingebrockt, und er wollte sie auch auslöffeln.

Ganz allein, ohne die Hilfe eines anderen.

Möglicherweise gab es einen Weg, wie er allein aus der sein Inneres bedrängenden Lage herauskam.

Er mußte etwas tun, sich durch diese Tat befreien, und er würde den Weg allein gehen. Da durfte ihn kein anderer begleiten.

In den letzten einsamen Nächten hatte er über dieses Problem ebenfalls schon gegrübelt, war aber nie zu einem Ergebnis gekommen. Heute sah es anders aus.

Er hatte eine Idee.

Sir James ließ die Hände, die bisher seinen Kopf gestützt hatten, sinken. Seine Stirn legte sich in Falten. Die Idee wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf. Möglicherweise war es ja der Weg, den er nehmen konnte.

Er hatte natürlich nachgeforscht und wußte auch, wie die Tote hieß. Ginger Mitchell. Ihre Leiche war noch nicht freigegeben worden.

Soviel er wußte, sollte die Beerdigung in zwei Tagen stattfinden. Bis dahin konnte er noch einiges unternehmen, und die Idee nahm allmählich Formen an. Er schämte sich auch dafür, daß er sich zuwenig um sein Opfer gekümmert hatte. Hinter jedem Namen stand ein Leben, ein Schicksal, auch eine Familie.

Das war der springende Punkt.

Er würde es sich nicht leicht machen. Er würde am nächsten Tag die Familie der Toten besuchen.

Erste Informationen hatte er sich bereits darüber geholt.

Ginger Mitchell hatte mit ihrer Mutter zusammen in einem kleinen Haus gelebt. Die Frau hieß Rena Mitchell, und soviel Sir James wußte, war sie nicht mehr verheiratet. Vielleicht hatte sie ihre Tochter allein großgezogen, und ausgerechnet dieser Frau hatte Sir James das Liebste genommen.

Alles war weg.

»Mein Gott, das ist furchtbar!« keuchte er. »Was habe ich nur getan?« Abermals überkamen ihn Anflüge von Depressionen. Schlimmer noch als in den letzten beiden Nächten.

Es ging ihm so schlecht, daß ihm am gesamten Körper der Schweiß ausbrach. Wieder spürte er den Druck im Magen, auch das Herz schlug schneller. Übelkeit wallte in ihm hoch. Er fühlte sich so wie jemand, der krank wurde.

Sir James stand auf. Die Einrichtung schwankte vor seinen Augen. Er sorgte dafür, daß er sich so schnell wie möglich auf die Couch legen konnte.

Nach einer Weile ging es ihm besser. Eine Lampe brannte nur. Ihr Schein schwamm an der Decke entlang. Die Farben Gelb und Grau vermischten sich dort. Sir James ging nicht mehr zurück in sein Schlafzimmer. Auf der Couch blieb er liegen und versuchte, noch etwas Schlaf zu finden, was nicht möglich war.

Immer - wieder sah er sich auf er Bühne, sah auch das entsetzte Gesicht des Geisterjägers John Sinclair und schluchzte auf, als er den imaginären Knall des Schusses hörte.

Es war schrecklich, es war eine Belastung. Ob er jemals mit ihr fertig werden würde, war fraglich.

Da war der Besuch bei Rena Mitchell nur eine vage Hoffnung…

***

Die Nacht war düster, und sie war kühl geworden. Es erfreute nicht nur die Menschen, auch die Katzen und Hunde waren froh, der stickigen Kühle zu entwischen.

Sie hielten sich draußen auf.

Wie kleine Phantome huschten die Katzen durch die Dunkelheit. Augen leuchteten in verschiedenen Farben. Manche knallgelb, andere

wiederum grün oder türkisfarben. Samtweiche Pfoten berührten nur sachte den Boden, wenn sie unhörbar ihren Weg suchten, nach Beute Ausschau hielten.

Das alte Haus stand am Ende der Straße. Ein großer Garten umgab es, viel zu groß für das schmale Haus, aber ein Paradies für Katzen. Auf diesem Gelände fanden sie Bäume, Sträucher und Hecken, konnten sich in den hohen Wildkräutern verstecken und im Boden scharren.

Es gab Platz genug für viele, und so konnte jede Katze ihr Revier abstecken.

Wenn sie wollten, brauchten sie nicht draußen zu bleiben. Es gab genügend Schlupflöcher, durch die sie in das Haus hineingelangen konnten, nur blieben sie bei diesen Temperaturen lieber draußen.

Nicht alle Katzen schlichen durch den Garten. Manche hatten auch geschützte Plätze gefunden. Sie lagen unter den Büschen und belauerten sich.

Doch es kam nie zum Kampf. Sie blieben friedlich und sahen aus, als hätten sie einen ewigen Pakt geschlossen.

Für die Katzen war die Nacht voller Geräusche. Überall passierte etwas. Da wehten Blätter, da huschten kleine Tiere durch das dichte Gras.

Sogar ein Igel durchquerte den Garten.

Die Katzen ließen ihn in Ruhe. Einige von ihnen hatten sich an seinen Stacheln schon blutige Schnauzen geholt. Überhaupt war das Verhalten sehr ungewöhnlich. Die Tiere schienen gelähmt zu sein. Wenn sich mal eine Katze aufraffte, um loszugehen, dann mit träge wirkenden Bewegungen.

Etwas Unheimliches lag über Haus und Garten. Der voll gewesene und jetzt abnehmende Mond schimmerte durch das Blattwerk der mächtigen Bäume wie ein riesiges gelbes Auge. Er war ein unheimlicher Bewacher, der es auch nicht schaffte, der Nacht einen freundlicheren Anstrich zu geben. Die Dunkelheit und die leisen Geräusche blieben, und manchmal hörte es sich an, als hätten sich wispernde Stimmen zu einem Chor vereinigt. Dabei war es nur das Gras, das sich im leichten Wind bewegte.

Das Haus stand relativ einsam. Von außen her drangen kaum Geräusche in den Garten. Die dichten Hecken schirmten alles Fremde gut ab. In dieser kleinen Welt fühlten sich die Katzen mehr als wohl.

Plötzlich veränderte sich etwas.

Im Haus hatte jemand das Licht eingeschaltet. Zwei Fenster erhellten sich. Sie leuchteten als scharf konturierte Rechtecke inmitten der dunklen Wand.

Einige Katzen, die das Haus beobachtet hatten, erwachten aus ihrer Ruhe. Sie richteten sich auf, hoben die Köpfe an. Bei manchen

sträubte sich das Fell.

Alarm?

Nein, nur eine gewisse Gespanntheit.

Zwei Katzen lösten sich von ihren Plätzen und bewegten sich lautlos auf das Haus zu. Aus ihrer Perspektive mußte es ihnen riesig vorkommen, sie hatten die Köpfe schief gelegt und schauten gegen die düstere Fassade, die die Haustür einrahmte.

Das war ihr Ziel.

Sie strichen über den schmalen Weg, der zum Haus führte und von Unkraut beinahe überwachsen war. Vor der Haustür blieben die beiden Tiere stehen. Sie hörten etwas.

In der Nähe standen Futternäpfe. Am Abend schon hatten die Katzen sie leergefressen. Auch in den flachen Wassernäpfen befand sich kein Tropfen mehr.

Die Haustür war hoch und dunkel. Matt glänzte das Schloß an der rechten Seite. Der Knauf sah dabei aus wie eine blasse Kugel. Von innen her kratzte etwas im Schloß. Zweimal drehte sich der Schlüssel, dann wurde die Haustür geöffnet.

Eine Frau stand auf der Schwelle.

In der Düsternis malte sich die Gestalt wie ein festgewachsener Schatten ab. Das Gesicht schimmerte blaß, kein Lichtstrahl umspielte die Gestalt, denn im Flur war es dunkel geblieben.

Die Frau schnalzte mit der Zunge.

Ein Zeichen, das die Katzen kannten. Sie drückten sich eng gegen die Beine der Person und hörten wenig später das Knistern der Papiertüte. Aus ihr holte die Frau Trockenfutter hervor und verteilte es auf zwei flachen Tellern.

Nicht nur die beiden Katzen wollten fressen. Auch drei andere hatten das Geräusch gehört und kamen näher. Bald drängten sich fünf Tiere um die beiden Teller.

Die Frau hatte sich wieder aufgerichtet und schaute auf die Körper und die sich bewegenden Schwänze ihrer Lieblinge. Dabei grinste sie. »Ja, meine kleinen Lieblinge«, flüsterte sie mit schon schnurrender Stimme. »Freßt, freßt nur. Ich brauche euch, ich brauche eure Stärke. Wir haben noch viel vor, sehr viel…«

Nach diesen vagen Worten zog sie sich zurück und schloß die Tür so leise wie möglich…

***

Es würde ein Tag werden, wie die letzten beiden es auch gewesen waren. Und es würde wieder ein verdammter Tag sein, der einfach nicht herumgehen wollte und der uns auch von den Problemen nicht ablenkte, die uns stark beschäftigten.

Einen Vorteil hätte der Tag.

Es war kühler geworden, und Suko und ich genossen den herrlichen Nordwind.

Wir hatten den Rover genommen, und ich fuhr ihn. Natürlich gerieten wir in Staus, die uns an diesem Morgen jedoch nichts ausmachten, denn so pünktlich wollten wir nicht in unserem Büro eintreffen. Jede Minute, die wir später eintrafen, verkürzte den Arbeitstag.

»Kannst du sagen, wie es weitergeht, John?«

Suko hatte die Frage schon so oft gestellt. Ich wußte ja, daß es irgendwie weitergehen mußte, auch ohne Sir James, der zwar anwesend war, mit dem wir in seiner Verfassung aber nichts anfangen konnten. Er war zu einer völlig anderen Person geworden, er hatte sich radikal verändert. Der Mord, den er begangen hatte, zwar unter völlig anderen Verhältnissen, belastete ihn.

»Er muß damit fertig werden.«

Suko lächelte neutral. »Und wie?«

»Ich weiß es nicht.«

»Vielleicht können wir ihm helfen«, murmelte Suko. Er schaute aus dem Fenster und sah zu, wie vor einem Geschäft ein großer Lastwagen entladen wurde. »Es ist wie bei diesem Fahrzeug, John. Man muß Sir James die Last von der Seele nehmen.«

»Einverstanden.«

»Ich helfe dir tragen.«

»Kannst du mir dann auch sagen, wie wir das anfangen sollen? Hast du eine Idee? Ich stehe da ziemlich auf dem Schlauch. Wir wissen nur, daß Sir James von starken Schuldgefühlen geplagt wird, die in Depression übergehen können. Beim Versuch, Menschen davon zu erlösen, sind schon zahlreiche Ärzte verzweifelt.«

»Stimmt auch wieder.«

»Vielleicht gäbe es die Möglichkeit einer Kur.« Ich mußte wegen eines Staus anhalten und schaute Suko an, um seine Meinung dazu zu erfahren.

»Willst du ihm das beibringen?«

»Warum nicht?«

»Und wann?«

»Meinetwegen schon heute.«

Suko streckte sich. »Dann wünsche ich dir viel Spaß dabei. Ich wette, daß er diesen Vorschlag nicht annehmen wird. Aber ich würde mich gern irren.«

»Das wünsche ich mir auch.«

Den Rest der Strecke legten wir bis auf einige belanglose Bemerkungen schweigend zurück. Eigentlich hätten wir uns über diesen herrlichen Tag freuen müssen. Es war kühler geworden, die Sonne lachte trotzdem. Der frische Wind fegte durch die Straßen, als

wollte er sie von allem Belastenden befreien.

Es war ein Tag, um sich zu freuen, aber keiner der miesen Launen und auch keiner der Gewalt.

Auch als wir beim Yard eintrafen, sprachen wir nicht. Die Atmosphäre in der Halle war eigentlich wie immer. Wir empfanden sie trotzdem als bedrückend.

Da wir uns verspätet hatten, war Glenda sicherlich schon im Büro. Es stimmte, und sie hatte auch schon Kaffee gekocht. Unseren Gruß bedachte sie mit einem Nicken.

»Ist jemand gestorben?« fragte ich und lächelte.

»Hör auf, John!«

»Was ist denn?«

Sie schlug gegen ihre Stirn. »Ich muß immer an Sir James denken.«

»Hast du ihn heute schon gesehen?«

»Nein, wieso denn? Man hat bereits angerufen und nach ihm gefragt.«

»Und wer?«

»Irgend jemand vom Ministerium. Ich kann dir seinen Namen nicht einmal sagen.« Sie ließ die Rollos herunter, denn die Sonne blendete in den Raum.

»Dann hat er dir auch nicht gesagt, was er wollte.«

»So ist es«, erwiderte sie brummig.

Glendas Verhalten stand im krassen Gegensatz zu ihrem Outfit. Sie trug eine moderne Tupfenbluse und dazu eine weiße, eng geschnittene Hose. Das Haar hatte sie kürzer schneiden lassen. Man konnte die Frisur als flott bezeichnen.

Suko hatte sich mittlerweile um den Kaffee gekümmert. Er trug die beiden Tassen in unser Büro.

Seit einiger Zeit schon verzichtete er auf den Tee im Büro. Den kochte er sich lieber zu Hause.

Wir ließen die Verbindungstür offen, setzten uns hin und taten zunächst einmal nichts. Beide kamen wir uns vor wie Läufer, die schon in den Startlöchern lauerten, aber nicht wußten, wann endlich der Mann mit der Pistole kam.

»Sieht nicht gut aus«, sagte mein Freund und trank die ersten Schlucke.

»Du meinst, daß Sir James noch nicht hier ist.«

»Vielleicht.«

»Er wird noch kommen. In den letzten Tagen war er auch nie besonders pünktlich.«

»Das stimmt schon«, murmelte mein Freund. Er verengte die Augen, als er nachdachte. »Aber hast du ihn mal genau beobachtet?«

»Nein, dazu hatte ich keine Zeit.«

»Aber *ich* habe es getan. Er war ziemlich geistesabwesend und

nachdenklich zugleich. Als wäre er dabei, immer wieder über ein bestimmtes Problem nachzudenken.«

»Das ist doch klar.« Ich zündete mir eine Zigarette an. Die erste an diesem Morgen. »Er hat mit sich selbst und mit den Folgen seiner Tat genug zu tun. Er wird darüber wahrscheinlich immer nachdenken. Das kann Jahre dauern.«

»Vielleicht denkt er auch über eine andere Sache nach.«

»Worüber?«

»Die Demission, John. Sir James hört auf. Er läßt sich in Pension schicken.«

Ich hob meine Augenbrauen und wollte dagegensprechen, aber mir fiel nichts ein.

»Stimmst du mir zu?«

»Ungern.«

»Ist aber nicht völlig aus dem Nichts gegriffen.«

Ich nickte. »Ja, das kann alles sein, Suko.« Ich trank und rauchte. »Außerdem wird es sicherlich einige zweibeinige Hyänen geben, die nur darauf warten, den Job übernehmen zu können. Die sind dann wie die Teufel, und reiben sich schon jetzt die Hände, wenn sie daran denken, daß Sir James nicht mehr auf seinen Stuhl zurückkehrt. Wie dem auch sei, wir können nicht die Hände in den Schoß legen und einfach nur abwarten. Wir müssen versuchen, ihn aus dieser Lage herauszuholen. Und jetzt höre genau zu, das ist mir vorhin nämlich eingefallen.«

»Was denn?« fragte Glenda, die das Zimmer betreten und meine letzten Worte gehört hatte.

»Wenn alle Stricke reißen, da habe ich mir gedacht, daß wir uns mit einem Spezialisten in Verbindung setzen.«

»Die sind schon gerissen«, sagte Glenda. Sie lehnte an der Wand und nickte, wobei sie aufpassen mußte, daß sie keinen Kaffee verschüttete, denn sie hielt die Tasse in der Hand. »Für mich sind die Stricke bereits durchtrennt. Sir James Powell ist längst nicht mehr derjenige, der er einmal war. Er ist…«

»Das wissen wir«, unterbrach ich ihren Monolog. »Deshalb kam ich auf die Idee. Aber wenn du immer redest, komme ich nicht dazu, sie darzulegen.«

»Ja, schon gut. Ich höre.«

»Ich dachte da an einen bestimmten Spezialisten«, erklärte er und drückte die Zigarette aus. »Nicht direkt an einen Arzt, wie man hätte annehmen können, sondern an einen Spezialisten.«

»Wie toll.«

»Hör auf, Glenda, und hör mir zu. Es ist kein Mediziner. Ich habe an einen Hypnotiseur gedacht.«

Vier Augen schauten mich an, als hätte ich etwas furchtbar

Schlimmes erzählt. Suko räusperte sich leicht, und Glenda konnte das Erstaunen aus ihrem Gesicht nicht verdrängen.

»Noch mal, John, oder habe ich mich verhört.« Sie stellte die leere Tasse ab. »Du hast dich wirklich nicht versprochen und meinst damit einen Hypnotiseur?«

»Ja, genau ihn.«

»Das ist ein Hammer.« Sie holte durch die Nase Luft und schüttelte den Kopf. »Darüber komme ich nicht hinweg. Wie… wieso denkst du an einen derartigen Typen?«

Ich winkte mit beiden Händen ab. »Ich rede hier nicht von einem Typen, sondern von einem Menschen, der seine Kunst auf wissenschaftlicher Ebene betreibt. Das ist kein Typ, kein Scharlatan, und ich weiß auch, daß es solche Leute gibt.«

»Wo denn?«

»Die lassen sich auftreiben.«

Glenda nahm den dritten Stuhl, setzte sich und schlug ihre langen Beine übereinander. Dann schaute sie Suko an und sagte mit leiser Stimme: »Sag du doch mal was dazu.«

Er hob die Schultern. »Zuerst war ich erstaunt, aber John scheint recht zu haben. Das könnte eine Chance werden.«

»Das ist sogar eine«, sagte ich und blieb bei meiner Meinung. »Nur diesem Mann kann es gelingen, Sir James wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Es muß auf eine Tiefenhypnose hinauslaufen. Er muß lernen, alles zu vergessen. Dieser schreckliche Vorfall sollte aus seinem Gehirn und auch aus seinem Unterbewußtsein ausradiert werden. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

Da hatte ich Worte gesagt, die nicht akzeptiert wurden. Oder nur allmählich. Suko war der erste, der nickte und mir somit auch recht gab. »Ja, das könnte durchaus hinkommen.« Er räusperte sich. »Die Idee ist gut, wir werden sie weiter verfolgen.«

»Wo willst du den Knaben denn hernehmen?« fragte Glenda.

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich jetzt noch nicht. Aber mir fällt schon etwas ein. Es gibt da wirklich hervorragende Spezialisten, darauf könnt ihr euch verlassen. Meine Beziehungen müßten eigentlich ausreichen, um sie zu finden.«

Suko nickte. »Vorausgesetzt, Sir James ist mit allem einverstanden. Oder willst du etwas gegen seinen Willen unternehmen?«

»Nein, das geht auch nicht.«

»Finde ich auch.«

Glenda lachte. Es hörte sich nicht eben freudig an. »Das wird noch ein Strauß werden, kann ich euch sagen. Ich habe den Alten erlebt. Der befindet sich in einer Lage, die man als furchtbar ansehen kann. Er ist nicht ansprechbar, nicht zugänglich. Wenn ihr ihm mit solchen Dingen kommt, wird er sich…«

»Mal nicht jetzt schon alles schwarz«, widersprach ich ihr heftig. »Wir werden gemeinsam auf ihn einreden und ihn davon überzeugen, daß es für ihn das beste ist.«

»Ha ha - und wann willst du dich ihm stellen?«

»Heute noch.«

Glenda hatte wieder einen Einwand. »Falls er überhaupt kommt. Das weiß man bei ihm nie.«

»Spielt auch keine Rolle. Irgendwann wird er uns schon in die Finger laufen.«

»Dein Wort in Gottes Gehörgang.« Sie nahm ihre Tasse und verließ das Büro. Aus dem Nebenzimmer rief sie uns noch zu. »Soll ich versuchen, ob er schon da ist?«

»Gleich. Ich will mit Suko nur noch einige Einzelheiten bereden. Jedenfalls müssen wir die Initiative ergreifen. Wir können nicht zusehen, wie Sir James leidet und vor die Hunde geht. Das hat er wahrlich nicht verdient.«

Ich erntete keinen Widerspruch. Auch von Suko nicht. Er saß mir gegenüber, nickte, und an seinem Gesichtsausdruck sah ich, daß er stark nachdachte.

Dann läutete das Telefon. Suko saß zwar näher am Apparat, schwenkte ihn aber zu mir herüber.

»Nimm du ab, ich bin nicht in der richtigen Stimmung.«

»Wie du meinst.«

Kaum hatte ich mich gemeldet, als ich eine leise, aber dennoch fordernde Stimme hörte. Der Mann meldete sich mit den Namen McCall, und er wollte wissen, wo er Sir James Powell sprechen konnte.

Das paßte mir schon. Da rief irgendein Knabe an, der nur seinen Namen sagte und seinen Wunsch so arrogant herunterschnarrte wie der Soldat einen Befehl.

»Wer immer Sie sind, Mister, so einfach ist es nicht. Darf ich zunächst einmal fragen, mit wem ich es zu tun habe?«

»Sie kennen mich nicht?« rotzte er heraus.

»Nur Ihren Namen. Es gibt da einen schottischen Fußballspieler, der McCall heißt…«

Ich hörte ihn schnaufen, dann keuchen. »Sie… Sie… verwechseln mich mit einem Kicker?«

Ich lachte leise. »Warum nicht? Ist das eine so große Schande für Sie. Sorry, aber ich weiß nicht, wo ich Sie hinstecken soll. Ehrlich, Mister.«

»Ich bin vom Innenministerium und habe des öfteren mit Ihrem Chef geredet.«

»Ah, so ist das.«

»Ja, so ist das«, erklärte er. »Und ich will mit Ihrem Vorgesetzten reden.«

»Er ist nicht da!«

»Wann kommt er zurück?«

»Keine Ahnung, Mister. Bisher hat sich der gute Sir James bei uns nicht blicken lassen. Ich kann ihm aber etwas ausrichten, wenn ich ihn sehe. Oder soll ich…?«

»Nein, das können Sie nicht. Sie können ihm aber sagen, daß ich mit ihm reden will.« Er räusperte sich. »Es geht um diese unselige Sache, Sie wissen ja Bescheid, Sie waren Zeuge. Wir müssen da endlich zu einer vernünftigen Lösung kommen.«

»Das finde ich auch.«

Suko, der mithörte und sich diebisch darüber freute, daß er mir den Anruf überlassen hatte, verdrehte die Augen. Er streckte mir sogar aus Schadenfreude die Zunge heraus, aber ich hielt mich zurück und wartete auf McCalls Reaktion, die prompt erfolgte.

»Wenn er kommt, dann sagen Sie ihm, daß er mich im Innenministerium anrufen soll. Die Nummer hat er.«

»Ist gut, werde ich ihm bestellen. Nur hätte ich noch eine Frage, Mr. McCall.«

»Bitte!«

»Sie sind zu einer Lösung gelangt. Oder haben Sie sich schon etwas ausgedacht?«

Ich hörte, wie er die Luft ausblies. »Nein, das nicht. Aber wir denken bereits darüber nach, ob dieser Mann noch tragbar ist. Er hat etwas getan, das uns das Genick brechen kann, wenn es an die Öffentlichkeit gerät. Sie verstehen, was ich meine. Sobald sich die Zeitungen auf ihn stürzen, werden die Reporter fordern, daß Köpfe rollen. Ich habe bewußt im Plural gesprochen, und ich möchte dabei meinen Kopf gern behalten. Er ist mir lieb und teuer.«

»Das kann ich durchaus nachvollziehen.« Dabei strich ich über mein Haar. »Wie schon gesagt, ich werde es ihm sagen, sobald Sir James hier im Büro erscheint.«

»Ich bin bis zum späten Abend unter dieser Nummer zu erreichen. Guten Tag, Mr. Sinclair.«

Für ihn war das Gespräch erledigt. Er legte auf, und ich schaute Suko an.

»War das ein arroganter Knochen«, sagte mein Freund.

»So sind die Typen nun mal.« Ich schüttelte den Kopf und streckte meine Arme. »Eines steht fest, ich werde auf keinen Fall zulassen, daß Sir James in die Fänge dieses übertriebenen Beamtentyps gerät. Darauf kannst du Gift nehmen.«

»Zuerst müssen wir ihn mal finden!«

Ich nahm den Hörer wieder auf. »Wahrscheinlich sitzt er in seinen eigenen vier- Wänden und traut sich nicht mehr hervor. Wer weiß denn schon, wie es in ihm aussieht.«

»Das ist durchaus möglich.«

Aber ich hatte Pech. Niemand nahm ab. Ich hatte es wirklich sehr lange durchläuten lassen, und wir konnten uns nur anschauen und die Köpfe schütteln.

»Verstehe ich nicht«, flüsterte Suko.

»Vielleicht ist er auf dem Weg.«

»Okay, dann warte noch.« Suko drehte sich im Stuhl und legte die Beine schräg auf den Schreibtisch. »Oder turnt er etwa in seinem Club herum?«

»So früh schon?«

»Kann doch sein.«

»Nein, das glaube ich nicht. Der Club ist etwas für den Abend, aber nicht, um…«

»Da habe ich bereits angerufen«, rief Glenda, die unser Gespräch gehört hatte. »Es ist nichts, wir haben Pech gehabt. Sir James hat sich auch dort nicht versteckt.«

»Dann sehe ich schwarz«, sagte Suko.

Da hatte er mir aus der Seele gesprochen. Man soll ja den Teufel nicht an die Wand malen, aber Sir James gehörte zu den Menschen, die normalerweise alles klar und vernünftig angingen. Er hatte die Probleme im Griff gehabt. Und plötzlich erlebten wir so etwas. Das konnte einfach nicht passen.

»Er muß wirklich durchgedreht sein«, flüsterte ich. »Der… der ist einfach nicht zu stoppen gewesen. Der ist nicht mehr Herr seiner Sinne.« Während ich das sagte, verlor mein Gesicht, immer mehr an Farbe. »Ich glaube, wir sollten uns auf sehr schlimme Dinge gefaßt machen, Freunde.«

Glenda Perkins begriff sofort. »Du denkst doch nicht etwa an einen Freitod?«

»Ich garantiere für nichts mehr.«

Suko blies laut die Luft aus. »Das gefällt mir immer weniger hier. Aber so schlimm sehe ich die Lage doch nicht.«

Ich hob die Schultern. »Man kann nie wissen, Suko. Sir James hat immer auf Recht und Ordnung gesetzt. Dafür war er bekannt. Er hat sich nicht beirren lassen, und plötzlich passiert so etwas. Das ist doch nicht normal. Da ist doch irgend etwas schiefgelaufen. Das wird er nicht überreißen können, und aus diesem Grunde muß er einfach so handeln, wie wir es nie getan hätten. In seinem Leben hatte es nun mal diesen gewaltigen Einschnitt gegeben. Er ist in ein tiefes Wasser gefallen, ohne richtig schwimmen zu können. Und wir müssen versuchen, ihn zu retten.«

Glenda hob die Augenbrauen. »Okay, das ist alles gut und schön, was du da sagst, bringt uns aber nicht näher an das eigentliche Problem heran. Wir haben es nicht mit der Theorie zu tun, sondern mit der

Praxis. Die sieht so aus, daß Sir James verschwunden ist. Einfach so. Er ist weg, nicht mehr aufzufinden. Mach da mal was.«

Ich hob die Schultern, während Suko den Kopf senkte und auf die Schreibtischplatte schaute. Mehr konnte auch er nicht tun. Wir waren einfach ratlos.

Wie so oft hatte Glenda Perkins das letzte Wort. »Vielleicht hilft uns tatsächlich ein Hellseher, aber anders, als du gedacht hast, John.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ganz einfach. Wir engagieren ihn, damit er uns sagen kann, wo wir Sir James finden.«

Ich winkte nur ab.

***

Das Taxi stoppte nicht genau am Ziel, sondern hundert Yard davor. Sir James hatte den Fahrer darum gebeten. »Ist es Ihnen hier recht?« fragte der Mann.

»Ja, das ist gut.« Sir James durchforschte seine Geldbörse und zahlte den Betrag. Er legte ein Trinkgeld hinzu, was den Fahrer nur die Stirn runzeln ließ. Es war ihm wohl nicht hoch genug. Aber das störte den Fahrgast nicht, der auf dem Gehsteig stehenblieb und wartete, bis der Wagen gewendet worden war.

Er befand sich in einer sehr schönen Gegend. Rechts und links der Straße standen auf relativ großen Grundstücken alte Häuser.

Wenn jemand Sir James nach seinem Befinden gefragt hätte, dann hätte dieser abgewunken oder den Frager nur stumm angeschaut. Es ging ihm einfach schlecht. Er hatte etwas vor sich, daß wahrhaftig nicht einfach für ihn war, aber er konnte nicht darauf verzichten. Er mußte diesen Weg gehen, auch deshalb, um mit sich selbst ins Reine zu kommen. Alles andere hatte keinen Sinn.

Wie reagierte eine Mutter, die plötzlich dem Mörder ihrer einzigen Tochter gegenüberstand?

Sir James wußte es nicht. Er hatte so etwas noch nicht erlebt, da konnte er auch nicht in die Schatzkiste seiner Erfahrungen hineingreifen, das mußte einfach die Situation ergeben, wobei er auf alles gefaßt war. Auf die schlimmsten Dinge, denn es war nicht auszuschließen, daß Rena Mitchell plötzlich durchdrehte, ihn anschrie, ihn hinauswarf, wobei er ihr nicht einmal böse sein konnte.

Er rechnete auch mit einer anderen Variante. Einem tiefen Schock, einer großen Trauer, die sich dann in einer Stummheit ausdrückte, weil die Person nicht mit ihm reden wollte.

Das alles lag im Bereich des Möglichen, und Sir James dachte sogar an eine dritte Möglichkeit. An Rache!

Daß sich Rena Mitchell an ihm rächen wollte, versuchte, ihn verbal fertigzumachen und seine Selbstvorwürfe damit zu verstärken.

Das war alles möglich, und er wußte nicht, welche der drei Möglichkeiten er sich selbst wünschte.

Wahrscheinlich keine, und deshalb mußte er sich einfach überraschen lassen.

Erst jetzt, wo er einige Schritte zurückgelegt hatte, sah er, daß die Straße eine Sackgasse war. Sie lief aus in einem Wendehammer, dessen Rundung durch dicht und hoch wachsendes Unkraut an der äußeren Seite begrenzt wurde. Diese Straße gehörte zu den stillen in London. Es war kaum ein Mensch zu sehen, und an den Rändern parkten nur wenige Fahrzeuge. Die Menschen hielten sich ebenfalls zurück. Allerdings durchbrachen dumpfe und gleichmäßige Echos die Stille. Sir James fand auch den Grund heraus. Auf der Gegenseite klopfte in einem Vorgarten eine Frau ihren Teppich aus, der über einer Stange hing.

Ansonsten blieb es ruhig.

Er ging nicht schneller, ließ sich Zeit, weil er noch über bestimmte Dinge nachdenken wollte. Was er leider nicht schaffte, denn immer wieder tauchte dieses einmalige und schreckliche Bild vor seinen Augen auf. Er sah sich wieder auf der Bühne stehen, den Arm mit der Waffe heben und schießen.

Die Kugel traf den Kopf!

Das Opfer sackte zusammen.

Tot blieb es liegen…

Der Superintendent keuchte. Er schwankte und mußte sich an einem Gitter festhalten, das die Vorderseite eines Grundstücks einfriedete. Dort blieb er stehen, holte einige Male tief Luft und wischte mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Reiß dich zusammen! sagte er sich. Du mußt dich in die Gewalt bekommen. Du darfst nicht zeigen, daß es dir so verflucht schlecht geht. Du mußt die Nerven bewahren.

Es war ihm nie schwergefallen. Er hatte es auch immer anderen geraten, aber sich selbst einen guten Ratschlag zu geben, dazu war er nicht in der Lage.

Da hatte bei ihm etwas ausgesetzt.

Er räusperte sich, schüttelte den Kopf, dann ging er weiter. Das nächste Grundstück, das nächste Haus, das letzte in der Straße und integriert in den Wendehammer, das war sein Ziel.

Schon nach wenigen Schritten fiel ihm etwas auf, was das Haus der Rena Mitchell von den anderen unterschied. Dabei ging es nicht in erster Linie um das Gebäude selbst, Sir James konnte über die niedrige Mauer hinweg einen Blick auf das Grundstück werfen, und das wiederum schien ihm doch sehr verkommen zu sein. Da hätte ein Gärtner lange arbeiten müssen, um es wieder in eine ansehnliche Form zu bringen, was die Vegetation anging.

Das Unkraut wucherte sehr hoch. Überschattet wurden die Bodengewächse durch hohe Laubbäume, die schon viele Jahrzehnte auf dem Buckel hatten.

Sehr breites Geäst, dicht bewachsen, kräftige Arme und Zweige bildeten regelrechte Dächer, die das Licht der Sonne abschirmten und stets für eine gewisse Kühle sorgten.

Sir James konnte sich nicht helfen und wußte den Grund auch nicht zu sagen, aber es stand für ihn fest, daß ihm das Grundstück nicht gefiel. Das hatte mit der Lage nichts zu tun, auch nichts mit dem Bewuchs, es war einfach die Ausstrahlung, die er nicht mochte. Dieses Gelände kam ihm suspekt vor.

Er blieb stehen.

Die Mauer reichte ihm knapp über den Gürtel, aber darauf wuchsen rostige Eisenstangen, die es einem Einbrecher schwermachen sollten, auf das Gelände zu klettern. Wer sich an den Spitzen verletzte, der mußte mit einer schweren Blutvergiftung rechnen. Die Steine der Mauer waren ziemlich brüchig geworden. Da schien sich sogar Säure hineingefressen zu haben, aber das alles war nicht so wichtig. Ihn interessierte mehr das Gelände jenseits der Mauer. Es kam ihm düster und abweisend vor, und mehr als einmal glaubte er, huschende Bewegungen zu sehen, die durch das Unterholz glitten. Er hörte keinen Laut, mußte jedoch zugeben, sich nicht getäuscht zu haben, denn manche Grashalme und Unkrautarme federten noch nach.

Sir James dachte natürlich an Tiere. Wenn das zutraf, mußten sie schon eine ziemliche Größe erreicht haben. Etwa von Katzen oder auch von Hunden.

Er ging weiter, denn einen Eingang oder ein Tor hatte er noch nicht gesehen. Ein paar Schritte später war es soweit. Da konnte er das Haus erkennen.

Es paßte in diese Gegend, denn es unterschied sich in nichts von den anderen Häusern, die er bisher entlang der Straße und in den Vorgärten stehend gesehen hatte.

Vielleicht war dieses hier ein wenig schmaler und auch spitzer, denn es hatte ein sehr hohes Dach, das Sir James irgendwie schief vorkam. Seine Fassade war nicht grau, sondern eher braun, als hätte sie die Farbe von altem Herbstlaub angenommen.

Er blieb einige Sekunden stehen und ließ den Blick auch über die relativ kleinen Fenster hinweggleiten, so daß ihm der Begriff Hexenhaus einfiel, aber das wäre zuviel gesagt. Er wollte sich auch nicht von Vorurteilen einspinnen lassen und versuchen, dieser Rena Mitchell so normal wie möglich gegenübertreten.

Obwohl ihm dies nach dem schrecklichen Geschehen natürlich Schwerfallen würde. War es überhaupt zu schaffen?

Sir James stöhnte auf. Er schluckte, aber er konnte seine Furcht und

auch die Verlegenheit sowie die Spannung einfach nicht unterdrücken. An den Fenstern hatte er keine Bewegung entdecken können.

Das Haus sah aus, als wäre es leer und unbewohnt. Da schien sich jeder Bewohner verabschiedet zu haben. Sir James kam erst jetzt in den Sinn, daß er vor einer verschlossenen Tür stehen könnte, aber er mußte es probieren. Wenn es tatsächlich zutraf, würde er wieder zurückgehen. Er hatte zuvor auch nicht telefoniert, vielleicht hätte er das tun sollen, aber jetzt war es zu spät.

Trotz der verhältnismäßig kühlen Witterung schwitzte er. Schweißtropfen rannen wie kühle Perlen seine Stirn hinab und fanden ihren Weg hinter die Brille. Er schaute noch einmal gegen das schmale Tor und stellte fest, daß es nicht geschlossen, sondern nur angelehnt war.

Sir James schob es auf. Die Stangen schabten über den Boden hinweg. Sie hatten dort schon Rillen hinterlassen, in die sie auch jetzt hineinglitten.

Ein schmaler Fußweg lag vor ihm. Er endete dort, wo der unmittelbare Bereich des Hauses begann, auf einem kleinen, mit niedrigem Unkraut bewachsenen Platz dicht vor der Haustür, die ebenfalls sehr schmal war, aber zu dem Gebäude paßte.

Die letzten Schritte fielen ihm schwer. Er überlegte dabei, wie er vorgehen sollte, als ihn ein bestimmter klagender Laut aufschreckte.

Sir James blieb stehen und schaute nach rechts.

Dort hockte eine Katze. Ihr Fell war schwarz wie Teer und leicht gesträubt. Den Schwanz hatte sie gesenkt, er wischte leicht über dem Boden hin und her, als wollte er ihn reinigen. Sir James kannte sich nicht mit Katzen aus, wußte aber, daß dieses Tier nicht eben eine freundliche Haltung ihm gegenüber eingenommen hatte.

Sie stand lauernd da und schaute ihn aus ihren kalten Augen an, die einen gelblichen Schimmer bekommen hatten. Über seinen Rücken strich etwas Kaltes. Er wußte auch nicht, warum dies so war, doch der Anblick der Katze bereitete ihm schon ein gewisses Unbehagen.

Dennoch ließ er sich davon nicht abschrecken und setzte seinen Weg fort. Er betrat das Grundstück mit zittrigen Schritten und hatte den Eindruck, beobachtet zu werden.

Es lag nicht nur an der Katze, die in einem genügenden Abstand an seiner Seite blieb, er glaubte auch daran, daß es vom Haus her geschehen war, und fror plötzlich.

Erst als er an der Tür stand, verließ ihn dieses Gefühl. Er holte tief Luft, suchte nach einer Klingel, fand und drückte einen schmutzigen Knopf, der sich von der übrigen Umgebung kaum abhob. Im Haus schlug eine etwas schrill klingende Glocke an. Das Geräusch schallte sicherlich hoch bis unter das Dach, so laut war es.

Er wartete.

Kein Fenster wurde geöffnet, niemand schaute, wer da Einlaß begehrte, dafür wurde die Tür ziemlich hastig geöffnet, und Sir James betrat eine neue Welt und sah die Frau.

Sir James mußte sich die Kehle freiräuspern, bevor er überhaupt sprechen konnte. »Sind Sie Rena Mitchell, Madam?«

Ein Nicken. Dann die Antwort. Leise gesprochen und auch etwas lauernd sowie fragend. »Ja, die bin ich.«

»Das ist gut.«

»Und wer sind Sie?«

Sir James hatte sich vor dieser Gegenfrage gefürchtet. In der Theorie hatte er sich diese Szene auch schon einige Male vorgestellt. Er ärgerte sich darüber, daß ihm ausgerechnet jetzt wieder der Schweiß ausbrach, aber er wich nicht aus.

»Ich bin Sir James Powell, Superintendent bei Scotland Yard. Außerdem bin ich der Mörder Ihrer Tochter…«

***

Jetzt war es heraus, jetzt konnte er nicht mehr zurück, und er war gespannt darauf, wie die Person vor ihm reagieren würde. Es war damit zu rechnen, daß sie die Tür zurammte und sein Gesicht noch traf, aber das geschah nicht.

Rena Mitchell sagte nichts.

Nur hinter dem Besucher fauchte die Katze, die ihn bis zum Haus begleitet hatte. Sie saß da und beobachtete Sir James.

»Er mag Sie nicht, Sir!«

»Ja. Das kann ich verstehen. Ich werde…«

»Nein, nein, Sir, Sie werden gar nichts. Sie werden einfach zu mir hereinkommen, wo wir uns zusammensetzen und über alles reden werden. Deshalb sind Sie doch gekommen, nicht wahr? Das ist ganz in Ihrem Sinne, nehme ich an.«

Sir James nickte. »Ich glaube schon, daß ich so gedacht habe, konnte aber nicht damit rechnen, daß Sie mich in Ihr Haus bitten würden, wo ich doch Ihre Tochter…«

»Bitte, Sir, nicht jetzt, darüber können wir später reden.« Rena Mitchell trat einen Schritt zur Seite und schuf ihrem Besucher Platz, um einzutreten.

Er nickte, ging vor, schritt auch an ihr vorbei und sagte: »Danke, sehr freundlich von Ihnen.«

»Keine Ursache, Sir.«

Der Flur war sehr eng. An den gelblich schimmernden Wänden hingen einige Bilder. Es waren keine Gemälde oder Aquarelle, sondern nur gerahmte Fotos. Sie alle zeigten Motive aus dem Familienleben der Mitchells, und es fiel Sir James noch schwerer, weiterzumachen, nachdem er die Bilder gesehen hatte.

Auf allen war Ginger, die Tochter, zu sehen, aber nie ein männliches Wesen, ein Vater oder ein Freund. Nur immer die Mutter oder Freundinnen von Ginger. Zudem gab es kein Foto, auf dem nicht mindestens eine Katze zu sehen war. Ginger und ihre Mutter mußten die Tiere wirklich sehr lieben.

Sir James stellte auch fest, daß es im Haus irgendwie nach Katze roch. Das Haus war doch nicht so düster, wie es von außen her den Anschein gehabt hatte. Durch die hellen Wände wirkten selbst die schmaleren Räume größer und freundlicher, denn Sir James hatte einen Blick in die Küche und in ein schmales Bad werfen können. Nur mußte er aufpassen, daß er nicht in die Näpfe trat, denn überall standen sie herum und waren mit dem Futter für die Katzen gefüllt.

Rena Mitchell führte ihren Besucher in einen Wohnraum. Durch zwei Fenster schaute Sir James auf die Rückseite des Grundstücks, wo sich ebenfalls ein verwilderter Garten ausbreitete, wesentlich größer als der vor dem Haus.

Für Katzen war diese Urlandschaft ein Paradies.

Eine Katze hockte auf der Fensterbank und starrte durch die Scheibe in den Raum, wo Sir James ein Platz angeboten wurde.

»Danke sehr«, sagte er und setzte sich.

»Bitte, entschuldigen Sie mich einen Moment«, sagte die Frau und verschwand. Sie ging auf die Küche zu. Sir James bekam Zeit genug, sich im Wohnraum, umzusehen, und abermals wunderte er sich darüber.

Der Raum war auch hell eingerichtet. Möbel aus Kiefernholz ermöglichten dies. Es gab keinen kompakten Schrank, sondern mehr ein Schrankregal. Die Couch und die beiden Sessel waren mit einem hellen Stoff bezogen. Auch hier hingen Bilder an den Wänden, die nur Katzen und Katzenmotive zeigten. Es waren diesmal auch Stickbilder von Katzen oder kleine Ölgemälde.

Rena Mitchell kehrte zurück. Sie hatte etwas zu trinken geholt. Auf einem Tablett standen eine Kanne und zwei hohe Gläser. In der Kanne befand sich eine grünlich schimmernde Sommerbowle, wie sie Sir James erklärte. »Sie werden sicherlich durstig sein, und ich bin es auch. Die Bowle schmeckt wirklich gut.«

Er hob die Schultern. »Ich möchte Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten, Madam. Ich bin auch nur gekommen…«

Sie ließ ihn nicht zu Ende reden. »Keine Sorge, Sir, Sie bereiten mir schon keine Probleme. Ich bin ja allein«, fügte sie mit tiefer Stimme hinzu, was bei Sir James einen Stich in der Brust hinterließ, denn dieser Satz hatte so endgültig geklungen.

Während sie die Bowle eingoß, hatte Sir James Zeit, die Frau zu betrachten. Bisher hatte er sich von Rena Mitchell keine Vorstellungen gemacht, nun sah er sie vor sich und versuchte dabei, Sie richtig

einzuschätzen..

Mrs. Mitchell hatte die Vierzig überschritten, sich aber noch gut gehalten. Ihr Haar sah aus wie pechschwarzes Wasser, das irgendwann eingefroren war. Es lag wie zwei Wellen auf ihrem Kopf, war durch einen Mittelscheitel geteilt, floß nach hinten und wurde im Nacken durch einen Knoten gehalten, der ja wieder in Mode gekommen war und besonders gern von jungen Mädchen getragen wurde.

Das beinahe faltenlose Gesicht wirkte sehr streng. Ein etwas männlich wirkender Mund mit blassen Lippen stand im krassen Gegensatz zu dem dunklen Teint. Rena Mitchell hätte auch gut und gern als Südeuropäerin durchgehen können, wozu auch die dunklen Augen beitrugen, deren Pupillen aussahen wie vollreife Kirschen. Sir James konnte den Ausdruck dieser Augen schlecht deuten. Er wußte nicht, ob ihn die Frau spöttisch, kalt oder einfach nur normal anschaute. Vielleicht konnte er dies später herausfinden.

Am meisten wunderte er sich über die Kleidung. Nicht darüber, daß sie schwarz trug, das war in Anbetracht der Situation sogar angemessen, nein, es ging ihm um das Kleid, das die Frau anhatte.

Sir James war kein Modefan, aber wenn ihn nicht alles täuschte, dann gehörte dieses Kleid nicht in diese Zeit hinein, es war vom Schnitt her sehr altmodisch.

Bei diesem Kleid nicht. Es war einfach alt und stammte eben aus dieser Zeit um den ersten Weltkrieg herum.

Sehr hoch angesetzt und breite Schulterstücke, die zu beiden Seiten eine Mulde bildeten und an den Rändern spitz ausliefen, was ihrem Aussehen etwas Flügelhaftes gab. Der Schnitt des Kleides ließ den Körper breiter aussehen, als er es tatsächlich war, aber das wurde wieder ausgeglichen durch die sehr schmale Taille der Frau. Wie ein spitzer Kegel lief das Kleidungsstück von den Schultern her in Richtung Körpermitte, um anschließend in einem sehr wallenden Rock zu enden, der aussah, als wäre er unter dem Stoff noch durch mehrere Reifen verstärkt worden, damit er auch die Form hielt.

Von den Beinen der Frau war nichts zu sehen, dafür von den Füßen. Sie steckten in ebenfalls schwarzen Schuhen, und Sir James konnte sich vorstellen, daß diese geschnürt waren und dabei hoch bis über die Knöchel reichten.

Rena Mitchell hatte seinen langen Blick sehr wohl bemerkt und gestattete sich ein Lächeln, während sie Sir James ein Glas reichte, das er dankend annahm. »Sie wundern sich bestimmt über meinen Aufzug, Sir.«

»Nein, nein, nicht direkt.« Er stellte das Glas ab. »Ich kenne Ihren Zustand der Trauer. Ich kann durchaus verstehen, daß sie ein schwarzes Kleid tragen wollen.«

Rena Mitchell schüttelte den Kopf. »Sie irren sich, Sir. Ich trage

dieses Kleid nicht wegen des Todes meiner Tochter. Ich trage es, weil ich es liebe und weil es ein besonderes Erbstück meiner Großmutter ist.« Sie schaute ihn kurz an, bevor sie mit ihren sehr schlanken Händen über den Rockstoff hinwegstrich. »Es fühlte sich wunderbar an, Sir. Man könnte fast davon ausgehen, daß es kein Stoff ist, sondern weiches Leder oder ein hauchdünnes Fell sogar.«

»Ja, das ist möglich. Sie gestatten mir, daß ich davon leider keine Ahnung habe.«

»Natürlich, Sir, das ist doch klar.« Sie lächelte wieder. »Was reden wir auch von irgendwelchen Kleidern? Andere Dinge sind doch viel wichtiger.«

»Ja, der…«

Rena Mitchell ließ ihn nicht ausreden. Sie hob ihre Glas an. »Trinken wir zunächst einen Schluck.«

Sir James gehörte nicht zu den Menschen, die gern Alkohol zu sich nahmen, vor allen Dingen nicht zu einer so frühen Stunde. In Anbetracht der Lage jedoch machte er eine Ausnahme und mußte sich eingestehen, daß die Bowle sehr gut schmeckte.

»Nun, Sir…?«

Er stellte sein Glas ab, setzte sich wieder gerade hin und nickte. »Das ist schon ein Genuß gewesen.«

»Danke sehr. Ich habe auch ein Spezialrezept entwickelt. Ich stelle die Bowle aus Kräutern her, die in meinem Garten wachsen. Groß genug ist er ja, auch wenn er verwildert aussieht, aber ich mag ihn.« Sie sprach sehr schnell, ohne Punkt und Komma und redete auch davon, wie wohl sich ihre Katzen in diesem Garten fühlten.

»Wie viele haben Sie denn?«

Rena Mitchell winkte ab. »Ich kann sie manchmal nicht zählen. Fünf gehören mir, aber es kommen immer wieder welche aus der Nachbarschaft hinzu, denn die Tiere wissen sehr genau, wie gut sie bei mir aufgehoben sind. Man kann mich auch als Katzenmutter ansehen. Ich bin froh, daß mir das Haus meiner Großeltern gehört und ich hier in Ruhe leben kann.«

Sir James kam auf einem Umweg auf das eigentliche Thema zu sprechen. »Wie ich anhand der Bilder und Fotos erkennen konnte, hat auch Ihre Tochter Katzen gemocht.«

»Und wie.« Rena nickte. »Sie war vernarrt in die Tiere, und umgekehrt war es ebenso.«

»Ja«, flüsterte Sir James. »Es tut mir halt leid, daß ich mich zu dieser Tat habe hinreißen lassen. Ich weiß, daß es nicht wieder gutzumachen ist, aber ich war in diesen Augenblicken, die ich als die schrecklichsten meines Lebens bezeichne, nicht mehr ich selbst, wenn Sie verstehen, Mrs. Mitchell.«

Sie räusperte sich. »Nein, Sir, so recht verstehe ich das nicht. Da

müßten Sie schon deutlicher werden.«

Er hob den Blick und schaute sie an. Die Augen der Frau waren zwar dieselben geblieben, sie hatten sich trotzdem verengt und sahen nur mehr aus wie Schlitze. Dabei erinnerten sie sehr wohl an die Augen von Katzen. Tatsächlich hatte diese Person etwas Katzenhaftes bekommen, und Sir James fühlte sich plötzlich unwohl. Ein kühler Schauer glitt über seine Haut.

Das hatte Mrs. Mitchell wohl bemerkt. Sofort entspannte sich ihr Gesicht wieder, sie lächelte sogar.

Dann sagte sie: »Ja, die Katzen werden Ginger sehr vermissen. Einige von ihnen hat sie großgezogen, und sie trauern bereits.«

Die schlichten Worte trafen Sir James schon hart. Er suchte nach Worten und fragte schließlich:

»Was war Ihre Tochter denn für ein Mensch? Ich meine, verstehen Sie mich nicht falsch. Ich will Sie nicht quälen, aber ich muß einfach mit Ihnen darüber reden, denn ich habe Ginger schließlich getötet.«

Renas Nasenflügel zitterten leicht, als sie die nächste Frage stellte. »Einfach so?«

»Ja! Ich habe sie einfach so getötet. Ich sah zahlreiche Gesichter, ich hatte eine Waffe, ich hob sie an, ich schoß, und Ihre Tochter brach tot zusammen. Ich hätte auch noch mehrere Menschen getötet, glaube ich, wenn man mich nicht daran gehindert hätte. Aber dazu ist es zum Glück nicht gekommen.«

»Warum taten Sie es, Sir?«

»Das kann ich Ihnen kaum erklären. Können Sie sich vorstellen, daß ich beeinflußt worden war?«

»Ach ja? Von wem denn?«

»Von einer fremden, von einer anderen Macht, die es auch gibt. Ich weiß nicht, ob Sie mir da folgen können, Mrs. Mitchell aber es gibt fremde Mächte, die es tatsächlich schaffen, Einfluß über uns zu bekommen. Das ist ein Phänomen, das wir manchmal hinnehmen müssen, wenn bestimmte Konstellationen eingetreten sind.«

Rena nickte, erklärte aber gleichzeitig, daß sie nichts begriffen hatte. Sie wollte wissen, welche Mächte es gewesen sind, die Sir James beeinflußt hatten.

Seine Kehle war trocken geworden. Er mußte zuvor einen Schluck Bowle trinken. »Es war eine furchtbare, dämonische Macht, die aus einer anderen Welt kam und uns Menschen packte. In diesem Falle war ich das Opfer, und ich konnte mich nicht dagegen wehren, so sehr ich es auch noch versucht habe.«

Rena lächelte. Sie senkte ihren Kopf. Sekundenlang entstand zwischen ihnen eine tiefe und bedrückende Schweigepause. »Dann glauben Sie an diese fremde Macht?«

»Ich habe sie selbst erlebt!«

»Schon öfter? Oder war das Ihre erste Tat, die Sie auf diese Art und Weise begangen haben?«

»Meine erste.«

»Und Sie sind von einem Dämon geleitet worden?«

»So war es.«

»Hm.« Rena Mitchell hob den Kopf an und streckte zwei Finger der rechten Hand in die Höhe. Die Kuppen drückte sie unter ihr Kinn. Ihre dunklen, glatten Augenbrauen zogen sich zusammen, und für einen Moment huschte eine sehr dünne, aber breite Zunge aus dem Mund und zeichnete die Lippen nach. Sie bewegte sich dabei schnell und zuckend. Es sah so aus, als wäre eine Katze dabei, sich nach dem Fressen ihre Schnauze abzulecken. Sehr schnell hatte sie sich wieder in der Gewalt, sie nickte Sir James sogar zu.

»Wissen Sie, Sir, ich glaube Ihnen sogar. Ja, ich bin davon überzeugt, daß Sie recht haben. Es muß eine andere Macht gewesen sein, die Sie zu dieser schändlichen Tat gezwungen hat. Aus diesem Grunde kann ich Ihnen auch keinen großen Vorwurf machen. Sie haben meine Tochter getötet, Sie sind schuldig, aber gleichzeitig sind Sie auch unschuldig. Wie Sie damit zurechtkommen, ist allein Ihre Sache.«

»Und mein großes Problem«, gab er zu. »Um es einigermaßen zu verkraften, bin ich zu Ihnen gekommen, weil ich eben über dieses Thema reden mußte. Ich wollte auch, daß Sie mich kennenlernen. Ich kann nicht verlangen, daß Sie mir verzeihen, aber Sie sollen wissen, daß ich sehr unter dieser Tat leide, und sie für den Rest meines Lebens einfach nicht vergessen kann. Das lag mir auf der Seele.«

Rena Mitchell nickte wieder. In ihrem Gesicht regte sich nichts. Sie saß aufrecht in ihrem Sessel.

Für Sir James hatte diese Haltung etwas Hochmütiges. Er kam sich so klein vor, und er spürte auch, daß diese Person nicht den kleinsten Funken menschlicher Wärme ausstrahlte. Sie wirkte eher wie eine Königin, die auf ihren Untertan hinabstarrt.

Ihn fröstelte plötzlich, er wurde verlegen, trank hastig einen Schluck, um diesen Zustand zu überbrücken.

Keine Trauer, keine Träne, nicht einmal Vorwürfe hatte sie Sir James ins Gesicht geschleudert.

Andererseits konnte es auch sein, daß sie schon viele Tränen vergossen hatte und nun innerlich völlig hart und verkrustet war und einen Schutzpanzer für sich persönlich aufgebaut hatte.

Seine Hände waren schweißfeucht geworden, auf den Augen spürte er einen Druck, der die Lider schwer machte, und er zuckte zusammen, als Rena Mitchell sagte: »Ginger war ein gutes Mädchen. Wir haben uns beide ausgezeichnet verstanden, denn wir harmonierten hervorragend miteinander.«

Sie hatten sich verstanden, sie harmonierten… Sir James ließ sich die

Antwort durch den Kopf gehen. Das alles konnte er akzeptieren, aber die Frau hatte nicht einmal von Liebe gesprochen, die es ja auch in ihrer Beziehung gegeben haben mußte.

Das war ungewöhnlich…

Er wollte noch andere Fragen stellen, aber das Kratzen an der Fensterscheibe ließ beide aufhorchen.

Sir James drehte sich.

Rena stand auf. Sie glitt an ihm vorbei, und Sir James hörte das leise Schleifen auf dem grauen Teppichboden. Es war ein Geräusch, das er nicht ganz einordnen konnte, denn es stammte nicht von ihren Schuhsohlen allein, weil sie die Füße beim Gehen anhob. Kurz bevor sie das Fenster erreichte, verstummte das Geräusch, und Sir James dachte auch nicht weiter darüber nach.

Die Katze hockte noch draußen auf der Bank. Hatte sich allerdings aufgerichtet und stand auf ihren Hinterbeinen. Die Vorderpfoten ausgestreckt, den Bauch gegen das Glas gepreßt, wobei sich ihre Krallen zuckend bewegten.

Rena öffnete das Fenster.

Darauf hatte die Katze nur gewartet. Blitzschnell sprang sie in das Zimmer und fand ihren ersten Platz auf einem runden Sitzkissen. Dort blieb sie hocken, bis Rena das Fenster wieder geschlossen hatte. Als sie sich in Bewegung setzte, verließ auch die Katze ihren Platz, sprang zu Boden und bewegte sich weiter vor.

Sie ging auf Sir James zu und würde sehr dicht an ihm vorbeistreichen. Dazu kam es nicht. Kaum befand sich das Tier mit ihm auf einer Höhe, da blieb es stehen.

Es ließ sich neben seinem rechten Bein nieder, drückte den Kopf hoch und schaute ihn an. Dabei bewegte es seinen Schwanz. Er schleifte über den Boden, und wieder hörte Sir James beinahe das gleiche Geräusch wie bei Rena Mitchell.

Er sagte nichts, sondern schaute in die Augen der Katze und gegen ihr Maul, das sie im Zeitlupentempo öffnete und ihn dann leicht anfauchte. Er zuckte zusammen, um wenige Augenblicke später zu erschrecken, denn die Katze hatte sich vom Boden abgestoßen und war mit einem geschmeidigen Sprung auf seinem Schoß gelandet, wo sie zunächst einmal hockenblieb.

Sir James war es nicht gewohnt, daß Katzen auf seinem Körper hockten. Er hatte nichts gegen sie, er stand ihnen einfach neutral gegenüber, aber diese extreme Situation gefiel ihm nicht.

Die Katze bewegte sich. Ein wenig nur veränderte sie ihren Körper und hatte sich dabei aufgerichtet.

Rena sagte nichts. Sie saß wieder auf ihrem Platz und schaute zu. Nur auf ihren Lippen lag ein dünnes, kalt wirkendes Lächeln, als wüßte sie Bescheid, was bald passieren würde.

Blitzschnell und ohne Vorwarnung schlug die Katze zu. Sir James, der stillgesessen hatte, zuckte, als er die Bewegung wahrnahm. Nur war alles so schnell gegangen, daß er nichts dagegen unternehmen konnte und es auch nicht schaffte, seine Hand rechtzeitig genug in Sicherheit zu bringen, denn die Krallen der Katze hinterließen rote Spuren auf seinem rechten Handrücken. Und noch einmal schlug sie zu. Diesmal hackte sie mehr, bevor sie vom Schoß des Mannes herab auf den Boden sprang und mit dem nächsten Satz ihre Herrin erreichte und es sich auf deren Schoß bequem machte. Rena streichelte sie auch, was der Katze guttat, sie schnurrte behaglich.

Sir James aber starrte auf seine Hand. Die erste Attacke der Katze hatte dunkelrote Striemen hinterlassen, die sehr dünn, aber deutlich zu erkennen waren.

Der zweite Angriff hatte andere Spuren in seinen Handrücken hineingehackt. Keine Kratzer, sondern Wunden, vergleichbar mit stecknadelgroßen Punkten, aus denen das Blut gequollen waren und auf der Haut rote Perlen hinterlassen hatte.

Er sagte nichts, blieb sitzen und hörte dann, wie ihn Rena Mitchell ansprach. »Perry mag Sie wohl nicht, Sir James. Sonst hätte er nicht so hart reagiert.«

Er hob den Kopf. Über den Tisch hinweg schauten sich beide an. Rena streichelte ihren Perry, der noch immer schnurrte und Sir James dabei aus kalten Augen anschaute. Er hatte das Gefühl, als würde ihm Haß entgegenströmen, und auch die Augen der Frau hatten sich leicht verengt. Er überspielte sein Unwohlsein und hob die Schultern. »Ja, Sie haben recht, Mrs. Mitchell. Es scheint mir auch so, daß mich Perry nicht mag. Aber ist das ein Wunder? Ich bin schließlich ein Fremder.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß es damit etwas zu tun hat. Perry ist an sich lieb, auch Fremden gegenüber. Es muß etwas anderes gewesen sein.« Sie sprach den Grund nicht aus, doch Sir James wußte sehr wohl, daß sie darüber Bescheid wußte, und deshalb gab er die Antwort, denn feige war er nicht.

»Tiere spüren oft mehr als Menschen, finde ich. Wahrscheinlich hat der Kater herausgefunden, daß ich etwas getan habe, das ihm nicht paßt. Sie sagten ja, daß die Tiere sehr an Ihrer Tochter gehangen haben, und sie scheinen sehr genau zu spüren, wer hier nun in ihrer Nähe sitzt. Oder sehe ich das falsch?«

»Bravo, Sir, Sie sehen das richtig. Sie sprachen vorhin von einer ungewöhnlichen Kraft, die Sie in den Klauen gehalten hat. So ähnlich ist es auch hier. Die Tiere sind empfindsamer als wir Menschen. Sie spüren viel früher irgendeine Veränderung, das Nahen eines Gewitters, eines Erdbeben oder eine andere Gefahr. Da ändert sich ihr Verhalten durchaus, und man kann es wirklich als eine Warnung betrachten.«

Sir James nickte. »Hat mich dann die Katze auch gewarnt?«
»Das glaube ich schon.«
»Oder war es eine Reaktion der Rache und des Hasses?«
Rena lächelte, sie streichelte den Kater noch immer. »Ich überlasse die Antwort Ihnen.«
Sir James schwieg. Er schaute auf seinen Handrücken, wo sich die Blutperlen vergrößert hatten und allmählich in die Breite liefen. Er spürte auch den leichten Schmerz, der sich in die Haut eingegraben hatte, und er dachte daran, daß dieser Besuch wesentlich anders ausgefallen war, als er es sich vorgestellt hatte.
Zunächst einmal griff er in die rechte Innentasche seines grauen Jacketts und holte ein sauberes und ordentlich zusammengefaltetes Taschentuch hervor. Er wollte das Blut nicht länger auf seiner Hand halten und tupfte es ab. Auf dem weißen Stoff zeichneten sich die roten Flecken sehr breit ab. Auch an den Rändern der Kratzer hatten sich kleine Blutrinnsale gebildet, die er abtupfte. Dann steckte er das Tuch wieder weg und schaute Rena an.
»Nun, Sir, was denken Sie jetzt?«
»Ich weiß es nicht.«
»Sie lügen doch.« Wieder lächelte sie so kalt und gleichzeitig sphinxhaft. Dann sprach sie weiter.
»Ich will Ihnen auch den Grund nennen, Sir James. Sie sind hergekommen, um sich zu entschuldigen. Sie haben wahrscheinlich damit gerechnet, hier eine Person vorzufinden, die in Tränen aufgelöst ist, die Ihnen Vorwürfe macht und Sie noch mehr in Ihre Niedergeschlagenheit hineindrückt. Aber das ist nicht geschehen. Unterbrechen Sie mich, wenn ich unrecht habe.«
Sir James schüttelte den Kopf.
»Gut, dann weiter. Ich habe mich stark gezeigt, ich habe kaum über meine Tochter gesprochen, ich habe überhaupt nicht reagiert wie eine Mutter, und Sie haben das einfach nicht akzeptieren können, weil es nicht in Ihr Denkmodell hineinpaßt. Ich habe hier mit meiner Tochter gelebt. Ginger ist ohne Vater aufgewachsen, ich habe mir auch nie einen zweiten Mann gesucht, nachdem der andere starb. Wir bildeten eine Gemeinschaft, wir und die Katzen. Irgendwann war Ginger alt genug, um sich von mir zu trennen, innerlich, meine ich. Sie hatte neue Freunde gefunden, die einem ungewöhnlichen Hobby frönten. Sie nannten sich Fantasy-Fans, sie lebten in ihrer eigenen Welt, sie trafen sich, und sie führten dabei ungewöhnliche Spiele auf. Ritterspiele und Geschichten aus anderen Welten, die sie in ihrer Phantasie zusammengebastelt hatten. Ich habe Ginger gewarnt, sich mit diesen Leuten abzugeben. Sie hat nicht gehört, sie ging immer wieder hin, das ist mir beileibe nicht entgangen. Gleichzeitig entfremdete sie sich von mir und unseren Tieren. Ich merkte dies, ich

sprach sie des öfteren darauf an, aber sie wollte nicht hören. Ich wußte, daß dieses neue Leben, das sie begonnen hatte, einfach nicht gutgehen konnte, aber wer hört schon, wenn er die Zwanzig überschritten hat, auf seine Mutter. Ich war damals anders, doch die Zeiten haben sich gewandelt. Ich möchte Sie nicht mit Einzelheiten aus unserem Zusammenleben hier langweilen, aber ich muß Ihnen klipp und klar sagen, daß ich so etwas habe kommen sehen. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Ich war nicht einmal sehr überrascht, als ich von ihrem Tod erfuhr und wunderte mich kaum darüber, wie Ginger gestorben war. Sie hat den Fehler begangen und nicht auf mich gehört, dafür mußte sie büßen.«

Sir James schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht nachvollziehen, Mrs. Mitchell.«

»Haben Sie selbst Kinder?«

»Nein.«

»Dann sollten Sie vorsichtig sein.«

»Das werde ich auch. Nur meine ich, daß es doch eigentlich normal ist, wenn sich ein Kind von seinem Elternhaus, in diesem Fall von seiner Mutter, löst.«

»Nicht bei mir.«

»Dann sind Sie sehr egoistisch gewesen.«

»Das stimmt nicht. Ich war nur besorgt.« Wieder sprach Sir James dagegen. »Die Meinung mag für Sie zwar richtig sein, doch nicht für Ihre Tochter.«

»Sie hätte sich nur fügen müssen, dann wäre sie jetzt noch am Leben.«

Sir James schüttelte den Kopf. »Sie war erwachsen, sie war kein Kind mehr, sie hat ihren eigenen Weg gesucht und gefunden. Daraus können Sie Ihr keinen Vorwurf machen.«

»Ich habe das anders gesehen, und es war meine Tochter, um die es ging, nicht die Ihre. Sie haben Sie erschossen, und Sie haben mir damit mein Kind genommen.«

Sir James war froh, daß diese Frau endlich aus sich herauskam, nichts anderes hatte er gewollt. »Es tut mir leid. Noch vor einer Viertelstunde hätte ich Ihnen zugestimmt, nach unserem letzten Gespräch allerdings kann ich es nicht mehr. Es tut mir leid, ich bin nicht derjenige, der da noch schweigt.«

»Was meinen Sie genau damit, Sir?«

»Sie, Mrs. Mitchell, tragen auch einen Teil der Schuld am Tod Ihrer Tochter. Sie hätten Sie anders behandeln sollen, aber ich bin nicht Ihr Ehemann, ich bin auch kein Richter. Ich wollte Ihnen nur noch einmal sagen, wie leid es mir tut, und auch nach unserem Gespräch sind meine Vorwürfe, die ich mir mache, nicht weniger geworden. Ich hoffe, Sie nehmen mich und meine Entschuldigung ernst, Mrs.

Mitchell.«

Sie sagte nichts. Der Kater schnurrte. Auch jetzt fuhr ihre schlanke Hand noch über den Rücken. Im Gegensatz zu dem schwarzen Fell des Tieres sahen ihre Finger lang und bleich aus, beinahe wie die Hände einer Leiche. Das Gesicht hatte sich etwas verzogen. Es war leicht angespannt, so daß wieder der katzenhafte Ausdruck darin zu sehen war. Auch die Augen bildeten halbmondförmige, kleine Schlitze.

Sir James wollte nicht unhöflich sein und leerte den letzten Rest der Bowle aus seinem Glas. Dann traf er Anstalten, sich zu erheben, und als er stand, spürte er, daß er noch immer in Schweiß gebadet war. Die Kleidung klebte förmlich an seinem Körper fest. Von den Beinen konnte er den inneren Hosenstoff abziehen.

Rena Mitchell blieb sitzen. Schräg schaute sie zu ihm hoch. »Haben Sie noch etwas auf dem Herzen, Sir James?«

Er nickte. »In der Tat, Mrs. Mitchell. Ich wäre sehr gern zur Beerdigung Ihrer Tochter mitgegangen. Wann ist es soweit?«

»Übermorgen.«

»Danke sehr. Und wo, bitte?«

Sie nannte den Namen des Friedhofs, der von diesem Haus aus nicht einmal sehr weit entfernt lag.

»Ich werde pünktlich dort sein, Mrs. Mitchell. Ihnen wünsche ich, daß Sie über den Tod Ihrer Tochter hinwegkommen werden. Ich werde es wohl kaum können.«

»Das ist Ihr Problem.«

Sir James gab keine Antwort. Er schüttelte nur leicht den Kopf, denn begreifen konnte er diese Person nicht. Je länger er sich mit ihr unterhalten hatte, um so mehr Rätsel hatte sie ihm aufgegeben.

Diese Frau konnte er einfach nicht einschätzen. Vielleicht war sie Menschen gegenüber gefühlskalt, was sich bei ihren Katzen wiederum anders verhielt. Sie hielt ihn auch nicht auf, als er das Zimmer verließ. Sir James öffnete die Tür und betrat den schmalen Flur. Eine sehr steile Treppe führte in die oberen Etagen. Ungefähr in der Mitte hockte auf einer Stufe eine dicke Katze, die wie aufgeplustert aussah. Als Sir James den Flur betrat, richtete sie sich auf und schaute auf ihn herab.

Er bekam einen Schauer. Dann ging er weiter.

Der Flur kam ihm jetzt enger vor. Vielleicht störte ihn auch der Katzengeruch, als er ungefähr vier Schritte vom Ausgang entfernt war. Da starrte er auf die sechs Katzenkörper, die ihm den Weg versperrten. Wie Soldaten standen sie dicht nebeneinander, Körper an Körper, Fell an Fell.

Schwarze, rote, eine getigerte und sogar eine weiße Katze versperrten ihm den Weg.

Sir James blieb stehen. Etwas Kaltes rieselte seinen Nacken hinab. Es

war ein Schweißtropfen, und er hatte das Gefühl, von einer Katzenkralle gestreift zu werden.

Nein, sein Besuch war noch nicht beendet. Er begann erst richtig, denn ihm war klar, daß ihn die Katzen nicht so ohne weiteres aus dem Haus lassen würden…

***

Sir James behielt die Kontrolle über sich und verfiel nicht in Panik. Er wirkte äußerlich ruhig, doch in seinem Kopf jagten sich die Gedanken. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß die Katzen von allein auf die Idee gekommen waren, ihm den Weg zur Tür zu versperren, jemand mußte es ihnen mitgeteilt oder befohlen haben.

Da gab es nur eine Person.

Rena Mitchell!

Sir James Gedanken drehten sich um sie. Alles, was er mit ihr besprochen und vor allen Dingen, wie er sie erlebt hatte, wirbelte durch sein Hirn. Noch einmal erlebte er ihre Reaktionen nach, dieses unnahbar und hochmütig wirkende Weib, das in einem so kalten Tonfall über den Tod ihrer Tochter gesprochen hatte.

Rena Mitchell war so kalt und abweisend, wie Katzen, wenn sie nicht wollten, daß irgendwelche Menschen mit ihnen schmusten. Rena hatte tatsächlich etwas Katzenhaftes an sich, das kam Sir James in diesen Sekunden immer deutlicher zu Bewußtsein. Das Leben zusammen mit den Katzen mußte auch bei ihr abgefärbt haben.

Er hörte sich atmen, und gleichzeitig vernahm er ein anderes Geräusch, das sein Luftausstoßen noch überdeckte.

Knurrende Laute und ein leises Fauchen dazwischen, als wäre jemand dabei, mit einem rauhen Tuch über ein rostiges Rohr zu reiben. Die Katzen bewiesen ihm, wer Herr in diesem Haus war, doch Sir James überlegte trotzdem, ob er es wagen sollte, auf die Haustür zuzulaufen und sie aufzureißen. Er wußte nicht, ob Rena Mitchell sie nach seinem Eintreten abgeschlossen hatte, rechnen mußte er schon damit, und so kam er aus dieser Zwickmühle nicht mehr heraus.

Er ließ es bleiben - vorerst zumindest.

Ihn hinderten auch die eisigen Blicke der Katzen daran. Wie haßerfüllte Menschenaugen starrten sie ihn an, als bestünden sie aus einer Mischung aus menschlicher Seele und Tierkörper.

Daß es so etwas gab, wußte er von Nadine Berger, und plötzlich war ihm gar nicht mehr wohl. Er dachte daran, daß dies ein Fall für John und seinem Freund Suko war und nicht für ihn. Dieses Haus und seine Bewohner - ob zwei- oder vierbeinig - waren nicht mehr normal. In ihnen steckte etwas Fürchterliches, eine möglicherweise dämonische Kraft oder eine geistige Einstellung, die es geschafft hatte, Katzen und Menschen irgendwo gleichzumachen. Normal war das nicht.

Er stand da, ohne sich zu rühren. Nur die Schweißperlen auf seinem Gesicht bewegten sich. Wie an langen Fäden hängend rannen sie kühl über seine Wangen. Selbst die Schmerzen und das Ziehen auf dem rechten Handrücken hatte er vergessen, Sir James war ganz und gar auf die Katzen fixiert.

Er ging nicht, aber er hörte andere Schritte. Hinter ihm klangen sie auf, und abermals vernahm er dazwischen ein seltsames und ungewöhnliches Schleifen, das er nicht einordnen konnte.

Er hätte sich gern umgedreht, aber er wollte nicht in Rena Mitchells Gesicht schauen, so konzentrierte er sich eben nur auf die Schritte, die bereits den Wohnraum hinter sich gelassen hatten und im Flur aufklangen. Sie kam näher, er hörte sie sogar leise lachen, dann verstummten die Geräusche.

Stille…

Selbst die Katzen hielten sich zurück. Obwohl sie lebten, sahen sie künstlich aus. Sie schienen von einer Künstlerhand modelliert worden zu sein.

»Sie sind ja noch da, Sir James!« Rena sprach ihn an und hatte nicht vergessen, ihre Stimme mit Hohn und Spott zu taufen.

»Ja, ich…«

Sie ließ ihn nicht ausreden. »Trauen Sie sich etwa nicht? Haben Sie Angst vor meinen Freunden?«

»Nun ja, ich bin kein Katzenkenner und weiß nicht, was ich von ihrer Pose halten soll.«

»Oh, das ist sehr einfach, Sir James. Die Tiere mögen Sie, die mögen Sie sogar so sehr, daß sie Sie nicht aus dem Haus lassen wollen. Sie sollen bleiben, Sir James. Nichts anderes haben Ihnen die Katzen durch ihre Haltungen klarmachen wollen.«

»Soll ich Ihnen das wirklich glauben, Mrs. Mitchell?«

»Sie brauchen es nicht. Jedenfalls würde ich mich nie gegen meine Tiere stellen.«

Sir James hatte die indirekte Drohung verstanden. Er fragte trotzdem noch einmal nach. »Dann sind Sie auch der Meinung, daß ich Ihnen noch Gesellschaft leisten soll?«

»Ja, das bin ich.«

»Und was ist der Grund? Sagen Sie mir nur nicht, daß Sie mich, den Mörder Ihrer Tochter, so sympathisch finden. Das würde ich Ihnen auf keinen Fall glauben.«

»Die Antwort darauf verschweige ich lieber. Aber ich will Ihnen etwas anderes sagen.«

»Bitte, ich höre.«

»Sie haben sich, wenn ich es richtig in Erinnerung habe, darüber gewundert, daß ich den Tod meiner Tochter so normal und ohne großartige Reaktion hingenommen habe. Ich will Ihnen etwas sagen.

Ich brauchte mich nicht zu echauffieren, das überlasse ich den anderen. Sie wissen von dem guten Verhältnis der Katzen zu meiner Tochter. Die Tiere haben Ginger sehr geliebt. Sie hingen an ihr, denn sie sind teilweise von ihr erzogen worden. Sie wissen, daß Ginger nicht mehr lebt, und jetzt wissen Sie auch, wer die Schuld an ihrem Tod trägt. Sie werden sich rächen, nicht ich. Soll ich Sie noch fragen, ob Sie daran glauben, dieses Haus lebend verlassen zu können, Sir James…?«

***

Nein, verdammt, das brauchte sie nicht, das brauchte sie auf keinen Fall. Rena Mitchell hatte mit ihm ihr Spiel getrieben, es gewonnen und ihn dabei eiskalt auflaufen lassen.

Vieles wurde ihm jetzt klar. Ihm kam ihr Verhalten nicht mehr so absonderlich vor. Wenn er alles in Betracht zog, konnte er sie sogar verstehen.

Möglicherweise hatte sie auch auf seinen Besuch gewartet. Wer konnte diese Person schon durchschauen, die sich so kalt und auf der anderen Seite sphinxhaft gab? Rena Mitchell gehörte zu den Frauen, die über Leichen gingen, sie stand mit anderen Mächten in Verbindung, das Verhalten der Katzen war nicht normal. Die Tiere gehorchten ihr. Nach Sir James' Meinung waren sie auch nicht dressiert, was eine vernünftige Erklärung gewesen wäre, sondern magisch beeinflußt.

Katzenmagie…

Er wollte den Kopf schütteln, als er darüber nachdachte, das allerdings war unmöglich. Sir James schaffte es nicht, sich zu bewegen. Die letzten Sekunden hatten ihn geschockt.

Auch Rena Mitchell sagte zunächst nichts. Sie ließ ihn mit ihren Problemen allein, sie hatte Wunden aufgerissen, und es würde ihr Spaß bereiten, da hineinzustoßen, wenn sie es für richtig hielt.

Sir James hörte Geräusche, die die bedrückende Stille unterbrachen. Sie waren hinter ihm aufgeklungen, aber nicht direkt in seinem Rücken, sondern mehr links von ihm, wo die Treppe lag. Dort hörte er das leise Tappen der Pfoten, und er dachte an die Katze, die auf der Treppenmitte gesessen hatte.

Er konnte nicht herausfinden, ob es eine oder mehrere Katzen waren, die über die Stufen glitten, nur mußte er jetzt davon ausgehen, daß ihn die Tiere in eine Zange genommen hatten.

Sie lauerten vor ihm und jetzt auch hinter ihm.

Da kam er nicht mehr heraus!

Er hörte sie sprechen. Rena freute sich. Sie ließ ein leises Lachen hören. »Ist das nicht wunderbar, Sir James? Wie fühlt man sich eigentlich, wenn man freiwillig in eine Falle hineingetappt ist?

Bestimmt nicht gut, wie ich annehme.«

»Sagen Sie mir, was Sie wollen!«

»Ich nichts, Sir. Meine Katzen werden Rache nehmen wollen. Sie haben sehr an Ginger gehangen. Meine Tochter war für sie mehr als nur eine Freundin, verstehen Sie…?«

Sir James verstand es nur zur Hälfte. Seine Gedanken drehten sich zudem um ein anderes Thema.

»Es sind keine normalen Katzen, nehme ich an. Es sind Tiere«, er senkte den Kopf und schaute gegen die kalten Augen in den Gesichtern, »die auf irgendeine Art und Weise magisch beeinflußt wurden.« Er hatte bewußt schon hochgegriffen und war gespannt, wie die Frau reagieren wurde.

»Magie?«

»Ja.«

Rena Mitchell amüsierte sich. »Das ist durchaus möglich. Aber ich nenne es anders.«

»Und wie, wenn ich fragen darf?«

»Für mich haben Mensch und Tier endlich wieder eine Basis gefunden, auf der sie sich treffen können. Ich habe die Unterschiede zwischen den beiden verwischen lassen, das ist alles. Ob Katze, Hund oder Mensch, irgendwo sind wir doch alle gleich. Wir treffen uns auf einer gemeinsamen Ebene, und ich spreche da nicht von einer körperlichen, sondern einer geistigen. Nur wer als Mensch lernt, dies zu akzeptieren, kann damit auch leben. Er wird sich auch niemals über die Tiere hinwegsetzen oder auf sie herabschauen. Das ist vorbei, Sir James. Wir alle sollten danach trachten, diese Stufe zu erreichen. Ginger ist beinahe soweit gewesen, als sie ermordet wurde. Ich hätte sie bestimmt wieder von ihren Freunden weggeholt, doch sie machten mir einen Strich durch die Rechnung - und, was noch schlimmer ist - einen Strich durch die Rechnung der Katzen. So etwas werden sie Ihnen nie verzeihen, und deshalb wird Sie ihre Rache treffen. Man wird Sie töten, und wenn Sie als Leiche dort liegen, werden die Katzen Ihre Leiche fressen.«

Sir James vergaß die letzten Worte, auch wenn es ihm schwerfiel. »Gut«, sagte er, »ich habe verstanden. Sie wollten also eine Stufe erreichen, nicht wahr?«

»Irrtum, meine Tochter, nicht ich.«

»Und warum Sie nicht?«

»Weil ich sie längst erreicht habe. Ich weiß längst, wie Katzen denken und fühlen. Ich kenne ihre Vorstellungen. Ich weiß, warum sie sich nicht zähmen lassen. Sie sind so wunderbar, sie sind den Menschen in manchen Dingen überlegen, was die meisten von uns natürlich nicht wissen, doch ich habe es herausgefunden. Ich denke wie sie, ich handle wie sie. Ich fühle mich bei ihnen wohl.«

Sir James wußte, daß er diese Stufe nie würde erreichen können. Deshalb gab es für ihn auch nur noch eine Chance. Trotz der vor ihm hockenden Katzen mußte er versuchen, dieses Haus zu verlassen. Einfach wegrennen. Er konnte sich leicht vorstellen, wie sie handeln würden. Sie würden ihn attackieren, sie würden ihn anspringen, und sie würden keine Rücksicht auf sein Gesicht nehmen.

Ihre Krallen würden bei ihm Wunden hinterlassen, die möglicherweise tiefer waren als die auf dem Handrücken, wo die Haut doch sehr dünn und straff war.

Im Gesicht aber war das Fleisch. Da konnten die Krallen hineinhacken wie kleine Messer.

Sir James gefielen diese Gedanken überhaupt nicht. Er konnte sie auch nicht wegdrängen, sie erwischten ihn zwangsläufig. In seiner Hand zuckte es, aber er hob sie nicht an, weil er sich davor fürchtete, sich eine Blöße zu geben.

Rena lachte leise. Sie merkte natürlich, was in ihm vorging und kam ihm auch zuvor. »Es gibt keine Chance, Sir James, überhaupt keine. Sie sind mein Gefangener und der meiner Katzen. Da kommen Sie nicht heraus, das kann ich Ihnen versprechen.«

»Ich glaube es ihnen.«

Während er die Antwort gegeben hatte, konnte er dabei zuschauen, wie sich die Haltungen der fünf Katzen veränderten. Bisher hatten sich die Tiere entspannt gezeigt, das änderte sich, als sie mit ihrem Buckel drohten. Aus ihren Mäulern drang ein leises Fauchen. Das farblich unterschiedliche Fell sträubte sich, und wieder einmal spürte Sir James den gewaltigen Haß, der ihm von diesen Tieren entgegenströmte.

Er fixierte die Klinke.

Auf sie kam es an und natürlich darauf, ob die Tür abgeschlossen war oder nicht. Welchen Grund hätte Rena haben können, die Tür abzuschließen, wenn sie im Haus war, sie konnte sich voll und ganz auf ihre Katzen, hervorragende Wächter, verlassen.

»Kommen Sie lieber zurück, Sir James…«

Er dachte nicht daran, er tat das Gegenteil von dem.

Er stürmte vor.

Damit hatte er selbst die Katzen überrascht. Bevor ihm eine von ihnen entgegenspringen konnte, hatte er bereits die Tür erreicht und damit auch die Klinke.

Auf sie schlug er seine Hand. Er hämmerte sie nach unten, und in genau in dieser Sekunde stellte er fest, daß die Tür nicht verschlossen war. Er riß sie auf, sie prallte gegen die überraschten Katzenkörper. Das schrille, wütende Schreien der Tiere begleitete Sir James, und er spürte an seinen Hosenbeinen einige Gewichte, denn dort hatten sich die Katzen festgekrallt.

Er hörte auch den wilden Fluch der Rena Mitchell. Das alles interessierte ihn nicht mehr. Viel wichtiger war, daß er es geschafft hatte, die Tür zu öffnen.

Er stolperte über die Schwelle in den düsteren Garten.

Hinter ihm die Katzen.

Schreiend, verbissen.

Und ihre Schreie alarmierten auch die anderen Tiere, die sich im Garten aufhielten.

Auf das Opfer begann ein mörderisches Kesseltreiben!

***

Selbst gegen Mittag war Sir James nicht eingetroffen. Er hatte auch nicht angerufen, er hatte keine Nachricht hinterlassen, für uns war er wie vom Erdboden verschluckt. Dementsprechend tief hing unsere Laune. Direkt am Nullpunkt.

Hinzu kam, daß dieser McCall schon zweimal in der Zwischenzeit angerufen hatte und er ziemlich sauer geworden war, daß ich ihm nicht hatte weiterhelfen können. Er wollte mir nicht so recht glauben und seine Wut an mir auslassen. Ich hatte ihm dann erklärt, daß er mich mal kreuzweise könnte.

Danach wurden wir von seinen Anrufen verschont.

Keiner von uns konnte etwas tun. Auch Glenda Perkins nicht, obwohl sie es versuchte. Wir hörten sie in ihrem Büro tippen, dann fluchen, und schließlich drang ein Geräusch an unsere Ohren, das entsteht, wenn jemand Papier zusammendrückt.

Wütend wie ein schwarzhaariger Racheengel erschien sie in unserem Büro. »Ich kann mich einfach nicht konzentrieren.«

»Dann setz dich!« meinte Suko.

»Danke, auf die Idee wäre ich auch von allein gekommen.« Sie nahm trotzdem Platz und rieb ihre feuchten Hände auf dem Stoff der Oberschenkel trocken. »Er muß doch irgendwo sein, er kann sich einfach nicht in Luft aufgelöst haben.«

»Das bestimmt nicht«, gab ich ihr recht. »Aber weißt du, wie es im Innern des Mannes aussieht? Sir James hat eine junge Frau erschossen. Er hat einen Mord begangen. Ausgerechnet er, der all die Jahre allein dem Gesetz gedient hat. Das mußt du dir mal vorstellen. Er wird dabei durchdrehen, damit kommt er nicht zurecht.«

Glenda hielt dagegen. »Aber er weiß doch auch, daß er nicht aus eigenem Antrieb gehandelt hat.«

»Das mußt du ihm mal erzählen«, erwiderte ich spöttisch. »Sir James läßt für seine Person keine Entschuldigung gelten. So gut müßtest du ihn schon kennen.«

»Sicher, das stimmt.«

»Deshalb wird er sein Schicksal allein in die Hand nehmen. Er wird

versuchen zu vergessen oder den Fall auf seine spezielle Art und Weise lösen.«

»Welchen Fall?« fragte Suko. »Den sehe ich nicht.«

»Sein Problem eben.«

»Was will er denn da lösen? Es ist gelöst, John. Er hat keinen Fall, er wird sich allein auf sich und auf sein Versagen konzentrieren. Du hast seine quälenden Selbstvorwürfe erlebt, seine Niedergeschlagenheit. Ich gehe sogar so weit und behaupte, daß dies sehr bitter enden kann. Wie oft haben wir erlebt, daß depressive Menschen schließlich keinen anderen Ausweg sahen als den Selbstmord.«

»Aber Sir James doch nicht!« flüsterte Glenda.

»Was macht dich so sicher?«

»Also, Suko, ich… ich…«

»Bitte, was macht dich so sicher?«

Sie senkte den Kopf. »Nichts eigentlich. Wir haben ihn ja nur als Vorgesetzten gekannt und nicht als einen Privatmann.«

Mein Freund lachte. »Siehst du, Glenda, da kommen wir der Sache schon näher. Wir haben ihn nicht gekannt, und weil dies so ist, wissen wir auch nicht, was er hätte unternehmen können. Ich bin auf das Schlimmste eingestellt.«

Von mir erntete Suko keinen Widerspruch, von Glenda auch nicht. Sie dachte aber weiter und sprach davon, daß wir versuchen sollten, unsere Emotionen außen vor zu lassen, um den Fall doch nüchterner anzugehen.

»Wie denn?« fragte ich.

Dafür erntete ich einen erstaunten Blick. »Wenn du das nicht weißt, tust du mir leid. Eben durch polizeiliche Ermittlungsmethoden. Das ist der Weg, John.«

Ich schob eine Augenbraue hoch. »Denkst du dabei an eine Großfahndung?«

»Später vielleicht.«

»Und zuvor?«

»Anrufen, John, nur anrufen.«

Ich winkte ab. »Das haben wir doch schon unzählige Male versucht. Es hat sich niemand gemeldet.«

»Nicht bei ihm.«

»Wo dann?«

Glenda legte den Kopf schief und lächelte. »Hast du es schon bei seinen Nachbarn versucht?«

»Nein.«

»Dann tu es, John. Ruf dort an. Vielleicht haben die Leute etwas gesehen. Es ist zwar nur eine winzige Chance, aber es ist besser, als hier nur herumzusitzen und nichts zu tun. Erst wenn das nichts gefruchtet hat, solltet ihr euch eine Großfahndung überlegen. Das ist

meine Meinung, und dabei bleibe ich auch.«
Ich schaute Suko an. »Was meinst du?«
Er zeigte mit dem Bleistift auf Glenda. »Ihr Vorschlag ist besser als deiner, John.«
»Wer fährt hin?«
»Wir beide natürlich.« Suko stand bereits auf. »Und du hältst die Stellung«, sagte er zu Glenda.
»Ungern«, erklärte sie. »In Anbetracht der Lage sehe ich ein, daß es einer tun muß. Ihr sagt mir allerdings sofort Bescheid - oder?«
»Wir rufen an.«
Sehr viel Hoffnung hatte ich nicht. Es war immerhin besser, als im Büro zu hocken und das Schicksal zu verfluchen, denn das brachte überhaupt nichts.
Sir James wohnte südlich der Themse in einem der guten Londoner Vororte. Ungefähr an der Grenze zwischen Kensington und Mayfair. Er hatte sich eine kleine Wohnung gekauft, die Teil eines alten Hauses war, das aber von innen völlig umgebaut war und wo nur die Fassaden standen. Zudem lag das Haus in einem kleinen Park, in dem wir unsere Wagen abstellten.
Es war ein Risiko, ein Spiel auf gut Glück. Aber warum sollten wir in diesem verfluchten Fall nicht auch mal Glück haben. Sechs Parteien verteilten sich auf die Wohnungen, und ich schellte auf gut Glück in einer Parterrewohnung.
Es wurde nicht geöffnet, dafür aber schaute jemand aus einem Fenster. Es war eine Frau im mittleren Alter, die ein Handtuch um ihren Kopf gewickelt hatte und uns wohl als Störenfriede ansah, denn sie schaute böse auf uns herab.
Ich erklärte ihr, wer wir waren und zeigte ihr auch gleichzeitig meinen Ausweis.
»Schon gut, meine Herren. Ich nehme an, Sie wollen zu Sir James Powell.«
»Richtig, Madam.«
»Er ist nicht da!«
»Genau das ist unser Problem. Wir suchen unseren Chef in einer dringenden Angelegenheit. Es ist von einem übergeordneten Interesse, daß wir ihn finden, und ich denke mir, daß Sie uns…«
»Wirklich?«
»Ja, Madam.«
In dem Fensterrahmen richtete sie sich auf. »Ich kann Ihnen sogar helfen, auch wenn ich nicht genau weiß, wo er sich befindet, aber ich habe gesehen, daß er abgeholt wurde.«
»Abgeholt? Von wem?«
»Er hat sich ein Taxi kommen lassen.« Sie wies aus dem Fenster, der ausgestreckte Zeigefinger deutete zuckend in die Tiefe. »Vor dem Haus

hat der Wagen gehalten. Da ist Ihr Chef eingestiegen und weggefahren. Ich habe aber nicht gehört, welches Ziel er dem Fahrer genannt hat. So gute Ohren habe ich nicht.«

Suko und ich dachten das gleiche, was auch unseren Gesichtern anzusehen war. Wenn diese Frau kein Engel war, den uns der Himmel geschickt hatte, dann wollte ich demnächst Smith heißen. Wir würden herausfinden, von welchem Fahrer Sir James abgeholt worden war. Das bereitete uns keine Schwierigkeiten.

»Wissen Sie was, Madam?« fragte Suko.

»Nein.«

»Sie sind ein Engel ohne Flügel.«

Sie wurde vor Verlegenheit rot. »Wieso sagen Sie das denn zu mir? Das ist doch…«

»Ja, Sie sind ein Engel, und wir werden uns mit einem Blumenstrauß erkenntlich zeigen, denn Sie haben uns sehr geholfen. Vielen Dank noch mal.«

Suko hatte sich auch in meinem Namen mit bedankt, denn ich war bereits auf dem Weg zum Rover, stieg ein, fuhr aber noch nicht ab, sondern telefonierte mit Glenda Perkins, die sofort voller Spannung fragte, ob, wir etwas herausgefunden hatten.

»Das haben wir, aber jetzt bist du an der Reihe.«

»Immer, John!«

Ich erklärte ihr, daß sie versuchen mußte, den Fahrer zu finden, der Sir James abgeholt hatte. Das ging nur über die Taxizentrale. Wahrscheinlich war der Wagen aus Mayfair gekommen. Wenn sich der Fahrer noch an das Ziel erinnern konnte, würde alles optimal laufen.

»Werde ich machen, John. Und ihr?«

»Wir kommen zu dir. Solltest du vorher einen Erfolg errungen haben, rufe uns an.«

»Geht klar.«

Suko lächelte mich an. »Das ist eine Spur, findest du nicht?«

Ich ließ den Motor an. »Ich hoffe stark, daß es eine heiße Spur ist. Jedenfalls der einzige Hinweis, den wir bisher haben.«

»Kannst du dir denn vorstellen, wo sich Sir James hat hinbringen lassen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Suko hob die Schultern. »Hoffentlich erleben wir nicht da noch eine Überraschung. Ich kann mir nicht helfen, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß der Alte in verdammt großen Schwierigkeiten steckt.«

Mein Schweigen war ihm Antwort genug, denn auch meine Sorgen wuchsen von Minute zu Minute…

***

Der Garten, aber nicht die Freiheit!

Sir James merkte dies bereits nach wenigen Schritten. Auf diesem großen Gelände kam er sich verloren vor oder wie in einem großen Gefängnis, trotz der zahlreichen Bäume, des Unterholzes und der Büsche, die ja auch ihm Verstecke boten.

Da wollte er auf keinen Fall hin. Für ihn war es richtig, das Tor zu erreichen, um das Grundstück verlassen zu können. Alles andere war dann nur eine Kleinigkeit.

Er drehte sich nicht um. Es war nicht nötig, denn er hörte, was sich hinter ihm abspielte.

Rena Mitchells Stimme brandete auf. Es war ein wütendes, schrilles und pfeifendes Organ. Sie feuerte ihre Katzen an und sorgte mit scharfen Worten dafür, daß sie heiß auf die Beute wurden.

»Pack ihn! Holt ihn her! Reißt ihn um! macht ihn fertig! Er ist der Mörder!«

Besonders das letzte Wort brannte sich in Sir James' Hirn fest. Er hatte glücklicherweise die Katzen abschütteln können, die sich an seinen Beinen festgekrallt hatten. Für einen kurzen Zeitablauf hatte er freie Bahn. Das nutzte er auch aus. Sir James nahm den direkten Weg zum Tor, denn er blieb auf dem Pfad. Sich in die Büsche zu schlagen, hatte keinen Sinn, da kam er nicht weiter, sie waren zu dicht, sie hätten sich immer nur an ihm festgekrallt.

Katzen hatte er seit dem Verlassen des Hauses noch nicht zu Gesicht bekommen.

Plötzlich waren sie da.

Er wußte nicht, woher sie gekommen waren, aber ihm wurde demonstriert, wie lahm er als Mensch im Vergleich zu den Katzen war, die pfeilschnell aus ihren Verstecken hervorschossen.

Einige überholten ihn, andere hörte er hinter sich. Er vernahm das weiche Aufklatschen der Pfoten bei ihren langen Sprüngen, und er traute sich nicht, den Kopf zu drehen. Sir James wußte ja, was da auf ihn zukam. Er rechnete jeden Moment damit, daß ihm eine Katze in den Rücken oder den Nacken sprang.

Trotzdem lief er weiter.

So schnell wie möglich bewegte er seine Beine, mußte sich jedoch eingestehen oder bekam knallhart vorgeführt, daß er nicht mehr der Jüngste und am Schreibtisch besser aufgehoben war.

Er keuchte, seine Beine stampften, die Füße glitten nicht leicht über den Boden hinweg, wie es eigentlich hätte sein sollen. Die Perspektive verzerrte sich, der Schweiß drang in seine Augen. Über ihm bewegten sich die dicht belaubten Äste und Zweige der Bäume, und manchmal hatte er das Gefühl, überhaupt nicht von der Stelle zu kommen. Nur sich hörte er keuchen, nicht das Fauchen der Katzen.

Er hatte natürlich mit einem Angriff gerechnet, aber der erfolgte

anders, als er es sich vorgestellt hatte.
Eine Katze sprang ihn von vorn an.
Sie war ziemlich groß und pechschwarz. Beinahe schon ein kleiner Tiger. Für ihn wurde sie zu einem rasenden Energiebündel, als sie sich vom Boden abstieß und dabei ihre Pfoten ausgestreckt hatte, natürlich auch die Krallen.
Sie packten zu.
Zuerst wuchtete der Katzenkörper gegen ihn. Der Aufschlag war hart. Sir James spürte ihn, denn er hatte das Gefühl, von einem Stein getroffen worden zu sein.
Er kam aus der Richtung. Ein schwerer Körper schaffte es, sich an seiner Brust festzukrallen. Kleine, scharfe Messer zerrissen sein Hemd und schafften es auch, bis an die Haut heranzukommen und dort wieder diese verdammten Streifen und Wunden zu hinterlassen, die so schmerzten. Sir James konnte nicht mehr weiterlaufen. Er taumelte bei dem Versuch, stehenzubleiben. Dann setzte er zu einer Gegeninitiative an. Seine Hände krallten sich in das Fell der Katze. Er wollte sie von sich wegreißen und schaffte es auch, das fauchende und um sich schlagende Tier in das Unterholz zu schleudern.
Doch er kam nicht weiter.
Die Tiere waren schlau oder hatten von ihrer Herrin den entsprechenden Befehl bekommen, denn sie sprangen ihn nicht mehr an, sondern wieselten zwischen seinen Beinen hindurch. Sir James, der genau in dem Augenblick hatte weiterlaufen wollen, geriet ins Stolpern.
Jetzt ist es aus, dachte er. Jetzt kannst du dich nicht mehr halten. Er bekam seinen eigenen Fall mit, als würde er selbst danebenstehen. Er erlebte ihn wie ein Fremder, es ging alles sehr langsam, er konnte sich erstens nirgendwo festhalten und hatte zum zweiten den Eindruck, weit fortzuschweben.
Er fiel hinein in die Leere - und er schlug auf.
Brutal und hart.
Zwar hatte er es noch geschafft, eine Hand zwischen den Boden und das Gesicht zu klemmen, der Treffer schüttelte ihn trotzdem durch und ließ auch Sterne vor seinen Augen aufplatzen. Er merkte, wie seine eigene Angst wie eine gewaltige Woge in die Höhe schoß, er hatte auch Angst davor, bewußtlos zu werden, wobei sich die Katzen dann auf ihn stürzen und ihn töten konnten.
Er wurde nicht bewußtlos.
Aber die Katzen waren da.
Das Gesicht hatte er schützend zu Boden gedrückt, so daß er sie nicht sehen, nur hören konnte.
Die Tiere umkreisten ihn.
Manche schnurrten, andere wiederum blieben stumm, aber sie

berührten ihn, sie drückten ihre Körper gegen den seinen, und es gab sogar Pfoten, die nach ihm schlugen.

Krallen zerrten an der Kleidung. Andere hackten in sein dünnes Haar hinein und erwischten die Kopfhaut, auf der sie rote Streifen hinterließen. Den Druck der Katzenkörper spürte er als wandernde Gewichte auf seinem Rücken. Krallen schlugen in seinen Nacken und hinterließen auch dort kleine Wunden.

Sir James wußte nicht, wie viele Katzen ihn umschlichen, er wußte nur, daß es zu viele waren. Den Weg zum Tor würde er aus eigener Kraft nicht mehr schaffen. Zudem traute er sich nicht, sich zu bewegen. Vielleicht hörten sie auf, ihn zu malträtieren, wenn er sich einfach stellte.

Deshalb rührte er sich nicht, auch wenn es ihm schwerfiel, denn er hätte gern nach seinen kleinen Wunden getastet, sich gekratzt, oder die Wunden abgetupft.

Die Katzen blieben in seiner unmittelbaren Nähe. Er hörte sie, er roch sie. Sie schnurrten, manche fauchten auch, und für Sir James waren diese Geräusche Ausdruck einer satten Zufriedenheit.

Er hatte verloren, nicht Rena Mitchell und ihre Katzen. So jedenfalls hatte er sich den Besuch bei ihr nicht vorgestellt. Hier hatte ihm das Schicksal einen verfluchten Streich gespielt. Aber wer hätte denn ahnen können, daß sich die Person mit finsteren Mächten verbunden hatte? Keiner. Selbst Sir James nicht.

Die Katzen sprangen auf seinen Rücken. Zwei spürte er. Eine Katze setzte sich dort nieder, die andere begann ihren Weg und spazierte auf seinem Körper. Als sie mit den Vorderpfoten die Höhe des Halses erreicht hatte, durchrann ihn ein Schauder.

Wie ging es weiter? Wie würde Rena Mitchell handeln? Sie hatte ihm den Tod »versprochen«, und sie würde wohl alles daransetzen, um dieses »Versprechen« zu halten.

Die Vorstellung, hier im Garten und dicht vor dem lebensrettenden Ausgang zu krepieren wie ein Hund, die wollte ihm nicht in den Kopf. Das war so verdammt unwürdig, aber hatte ein Mörder denn etwas anderes verdient?

Nein, das hatte er nicht.

Und er war ein Mörder.

Selbstzweifel überkamen ihn wieder. Am liebsten hätte er sich im Boden eingegraben, doch das Leben ging weiter, dafür sorgte schon Rena Mitchell.

Aus einer gewissen Entfernung her sprach sie ihn an. Wahrscheinlich stand sie noch an der Tür.

Aber zuerst lachte sie. In dieses Lachen hinein mischte sich der Triumph der Siegerin. Denn sie hatte die Karten ausgereizt und das Spiel gewonnen.

»Wolltest du fliehen, Mörder?« Wieder lachte sie scharf auf. »Du hast doch nicht im Ernst angenommen, daß ich dir so etwas ermöglicht hätte? Denk daran, was ich dir versprach. Ich habe dir gesagt, daß du in meinem Haus sterben wirst. Du bist das Opfer für meine Tochter. Ich aber bin dafür bekannt, daß ich meine Versprechen einhalte, auch bei dir, Sir James Powell.«

Der Superintendent schwieg. Nicht allein, daß ihn die Katzen gedemütigt hatten, die Frau tat es auch, und er wußte ja, daß er ihren Befehlen folgen mußte.

»Willst du liegen bleiben und dich ausruhen, Mörder? Das kommt nicht in Frage. Los, hoch mit dir!« Ein schriller Pfiff ertönte. Er galt den Katzen, und sie gehorchten.

Plötzlich war der Druck auf dem Rücken des Mannes verschwunden. Die beiden Tiere schlichen davon, und Sir James konnte sich endlich erheben. Er lag flach auf dem Bauch, winkelte die Arme an und stemmte die Handflächen auf die Erde. Es war die richtige Haltung, um sich hochzudrücken.

Ihm schwindelte.

Die Umgebung bewegte sich vor seinen Augen. Bäume und Sträucher schienen zu tanzen, der Boden warf Wellen, so daß er Mühe mit dem Gleichgewicht bekam.

Aber er blieb auf den Beinen…

Scharf stieß er die Luft aus. In seinem Kopf tuckerte es. Die eigenen Kräfte schienen ihn verlassen zu haben, und nur noch Reste davon hielten ihn aufrecht.

Er starrte nach vorn.

Sogar das Tor konnte er sehen. Aber dazwischen bewegten sich lautlos und mit einer perfekten Grazie die Katzen. Es waren nicht nur die aus dem Haus, auch andere, die sonst im Garten umherstreunten, hatten sich zu ihnen gesellt.

Die Katzen bildeten eine Macht, und Sir James war nicht in der Lage, sie zu brechen.

»Komm her, Killer!«

Um diesem Befehl nachkommen zu können, mußte sich der Superintendent drehen, was ihm schwerfiel, denn der Angriff der Katzen hatte auch seine Psyche angekratzt. Er fühlte sich so verdammt hilflos, was sich ebenfalls auf die Bewegungen übertrug. Hinzu kamen die Schmerzen der fingerlangen Kratzer auf der Haut. Für die Katzen war der Hemdstoff ein Kinderspiel gewesen.

Sogar im Gesicht hatten sie ihn mit ihren Krallen erwischt. Aus zwei Wunden an seiner rechten Wange sickerte das Blut in roten Streifen.

Sein Sichtfeld war nicht getrübt worden. Selbst die Brille hatte alles überstanden, sie saß nur mehr schief, und Sir James rückte sie wieder mit einer ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Bewegung in die

richtige Position.

Rena Mitchell stand vor der Tür. Sie hatte sich an dieser Stelle aufgebaut wie eine Königin. Durch die Form ihrer Kleidung wirkte sie noch mächtiger, und sie schien auch ihren Kopf noch weiter erhoben zu haben, um ihre kalten Blicke gegen den Mann gleiten zu lassen, der sich noch einmal umschaute, als wollte er von der Außenwelt Abschied nehmen, um in sein Grab zu gehen.

Das Haus war das Grab.

Es war alt, es war von außen düster, es war hoch und hatte ein spitzes Dach. So stellte man sich die Häuser in irgendwelchen Märchen vor.

Aber das war kein Märchen. Sir James hätte es sich gern gewünscht, denn in den Märchen siegte immer das Gute.

In der Wirklichkeit leider nicht.

»Komm schon her, Frauenmörder!«

Sie wies ihn immer mit ihrer kalten und metallisch klingenden Stimme darauf hin, so kam ihm jedes Wort, das sie sprach, wie ein Schlag ins Genick vor.

Sir James versuchte es. Es klappte auch, aber er ging wie ein alter Mann. Vorsichtig, nur nichts verkehrt machen, nur nicht wieder hinfallen, deshalb setzte er seine Schritte so klein wie möglich.

Hinzu kam die Anwesenheit der Katzen. Die Vierbeiner ließen ihn nicht aus den Augen, und sie blieben auch in seiner Nähe, manchmal sogar waren sie einfach zu nahe, dann nämlich geriet Sir James wieder in Gefahr, über die Körper der Tiere zu stolpern.

Rena wartete.

Die Arme hielt sie vor der Brust verschränkt. In ihrem Gesicht regte sich nichts. Die Frisur auf ihrem Kopf wirkte so, als hätte sie einen dunklen Turban übergestülpt. Sir James konnte ihren Mund aus dieser Entfernung nicht erkennen, ging allerdings davon aus, daß er sich zynisch verzogen hatte.

So etwas paßte zu ihr.

Ihn umhuschten die Katzen. Schnell und flink waren sie. Sie wechselten die Seiten, waren mal rechts, dann wieder links, liefen auch vor und hinter ihm her.

Die restlichen Tiere erreichten das Haus und damit auch ihre Herrin, die nicht vergaß, sie zu loben.

Gleich zwei von ihnen nahm sie auf die Arme, liebkoste und küßte sie, während sie es gleichzeitig auch verstand, Sir James nicht aus den Augen zu lassen.

Der ging weiter mit Bleigewichten an seinen Beinen. So jedenfalls fühlte er sich an diesem Tag, und bei jedem Schritt befürchtete er, wieder hinzufallen.

Er blieb aufrecht.

Bis er vor ihr stand.

Rena hielt Katzen auf den Armen, und zwar so, daß die Tiere Sir James mit ihren bösen Augen anstarren konnten. Es waren Blicke wie Blitze. Er schüttelte sich, aber er hatte in den letzten Sekunden seine Würde und auch einen Teil seiner inneren Kraft wieder zurückgefunden, denn er sagte Rena ins Gesicht: »Damit kommen Sie nicht durch, Mrs. Mitchell! Sie können mich töten oder töten lassen, aber man wird Sie zur Rechenschaft ziehen, das verspreche ich Ihnen!«

Sie schaute ihn an und ließ die Katzen zu Boden springen. Dicht neben der Frau hockten sie sich nieder wie zwei Leibwächter. »Welch eine Arroganz, Mörder! Welch eine Arroganz!«

»Nein, das sehe ich anders.«

»Mag sein«, sagte sie mit leiser Stimme, »aber ich verspreche Ihnen, Sir James Powell, man wird Sie nicht finden. Und wenn man etwas von Ihnen findet, wird man kaum erkennen können, daß Sie es einmal gewesen sind. Ich habe Ihnen doch schon erklärt, daß die Katzen sie hassen. Und der Katzenhaß ist größer als Sie es sich vorstellen können. Darauf können Sie sich verlassen!«

Sir James schaute auf die Tiere. Sie hatten ihn umkreist, sie belauerten ihn, sie würden ihm keine Chance mehr geben. Wie beim ersten Eintreffen gab Rena Mitchell auch diesmal den Weg frei und bedeutete ihrem Besucher, das Haus zu betreten.

»Kommen Sie zu uns, Sir James. Betreten Sie mit gutem Gewissen Ihr Grab…«

Er hatte die verfluchten Worte überhören wollen, es aber nicht geschafft. Über diesen Zynismus kam er einfach nicht hinweg, so etwas hatte er noch nie erlebt, denn bisher hatten seine Männer ihm die Fälle abgenommen.

Er ging über die Schwelle. Sein Rücken war gespannt, die Bewegungen sahen dementsprechend aus. In dem Haus hatte sich nichts verändert, aber trotzdem kam es ihm anders vor. Viel enger, viel dunkler, und auch der Geruch hatte sich verändert. Er war strenger und schärfer geworden, die Katzen hatten ihre Wege markiert. Hinter ihm drückte Rena Mitchell die Tür ins Schloß. Es klang überlaut, und Sir James zuckte zusammen.

»Geh in den Wohnraum, Mörder, den Weg kennst du ja. Du wirst dort auf mich warten.«

Sir James tat, was ihm befohlen wurde. Obwohl sich Rena nicht in seiner Nähe befand, war die Chance für eine Flucht so gut wie nicht vorhanden. Die Katzen gaben auf ihn acht, sie starrten ihn an, sie belauerten ihn, sie würden schon den Versuch sofort vereiteln und als geballte Masse über ihn herfallen.

Er mußte sich fügen!

Und so betrat er den Wohnraum, den er schon kannte, und der ihm auch jetzt so makaber vertraut vorkam.

Die Katzen blieben ihm auf den Fersen. Lautlos huschten sie auf ihren Samtpfoten über die Schwelle hinweg, und sie bewegten sich ebenso lautlos auf dem Teppich weiter.

Sir James fühlte sich ausgelaugt. Die letzten Minuten hatten ihn fertiggemacht, es fiel ihm immer schwerer, sich auf den Beinen zu halten, deshalb war er froh, sich setzen zu können. Der Sessel stand in seiner Nähe, Sir James schaute auf ihn herab, dann drehte er sich und ließ sich hineinfallen.

So blieb er sitzen.

Er spürte keine Entspannung, er streckte auch die Beine nicht aus, innerlich und äußerlich kam er sich verkrampft vor, und er sah mit an, wie sich das Zimmer allmählich mit den Katzen - seinen Aufpassern - füllte.

Sie schlichen hinein. Sie bewegten sich grazil und geschmeidig, und sie gehorchten den Befehlen.

Keine von ihnen kam einer anderen in die Quere, als sie ihre festen Plätze einnahmen.

Die eine sprang mit einem eleganten Satz mitten auf den Tisch und blieb dort hocken. Zwei andere suchten sich die Fensterbank aus. Sie ließen sich dort lässig nieder und fingen an, sich zu putzen.

Auch die Sessel wurden von den Tieren besetzt. Selbst der Regalschrank war nicht sicher vor ihnen, und Sir James wußte nun, weshalb die Kissen dort lagen.

Noch eine Katze betrat den Raum. Getigert war sie und hatte gelbe Augen, mit denen sie Sir James anstarrte. Er zuckte leicht zusammen, denn die Katze nahm ausgerechnet den Weg auf ihn zu. Er rechnete damit, daß sie ihm auf den Schoß springen würde, aber sie hockte sich dicht vor seinen Füßen nieder.

Das Tier starrte nur zu ihm hoch. Sir James wollte den Kopf drehen, was er kaum schaffte, denn von dieser Katze ging etwas aus, das er sich nicht erklären konnte.

Waren es hypnotische Signale, die seinen eigenen Willen ausschalteten?

Er konnte es nicht sagen, doch er bekam eine Antwort, obwohl er keine Frage gestellt hatte. Rena Mitchell, die in der offenen Tür erschienen war, gab sie ihm.

»Vor dir sitzt Susie, Polizist. Sie weiß genau, was sie tut, sie ist eine besondere Katze. Meine Tochter hat sie oft mit einem Menschen verglichen. Susie war ihre Lieblingskatze. Sie hat unwahrscheinlich unter Gingers Tod gelitten, und sie würde dir mit großem Vergnügen beide Augen auskratzen, Killer!«

Sir James hielt den Atem an, denn nach Renas Worten reagierte die

Katze mit einem leisen Fauchen. Ihr Fell sträubte sich, auch der Schwanz bewegte sich hektisch über den Boden, aber sie sprang nicht. Statt dessen zog sie sich zurück, nachdem sie einen letzten Blick auf Sir James Powell geworfen hatte.

Der hörte Renas leise Schritte und wieder dieses ungewöhnliche Schleifen, das ihren Weg begleitete.

Sir James hob den Kopf.

Er schaute Rena Mitchell an - und glaubte, seinen Verstand verloren zu haben…

***

Glenda Perkins hatte phantastisch reagiert und alle Hebel in Bewegung gesetzt. Noch vor dem Erreichen des Yard Buildings hatte bei uns das Telefon getutet, und Suko war es gewesen, der die gute Nachricht aufgenommen hatte.

Glenda hatte den Fahrer gefunden.

Der Mann hieß Dennis Long, hatte noch Dienst, wurde aber an einer bestimmten Stelle festgehalten, um dort auf uns zu warten. Er war einer der Taxistände, wie man sie überall fand.

Long war natürlich ziemlich sauer, denn Wartezeit bedeutete bei ihm auch einen Verdienstausfall.

Erst als wir ihm erklärt hatten, daß er eine Entschädigung bekommen würde, hellte sich seine Miene auf. »Was wollen Sie denn wissen?«

Wir erklärten es ihn.

Er runzelte die Stirn und strich seine flachen Haare noch platter. »Ja, an den Mann kann ich mich erinnern. Den habe ich tatsächlich heute gefahren.«

»Wohin?« Suko und ich stellten die Frage zugleich.

Der Fahrer zeigte aus einen schiefen Mund. »Nicht, daß Sie denken, ich will Sie verarschen, aber ein direktes Ziel hatte der ältere Knabe komischerweise nicht.«

»Wie meinen Sie das?«

Dennis Long schaute mich an. »Ich mußte ihn aussteigen lassen, nachdem er mich bat, anzuhalten.«

»Wo war das denn?« wollte Suko wissen.

»Lassen Sie mich überlegen. Nicht einmal sehr weit von hier, aber mehr im Süden. War eine nette Gegend, alte Häuser und so. Auch noch viele Bäume, sah direkt gesund aus.«

»Das hilft uns kaum weiter, Mr. Long. Können Sie sich nicht an die Straße erinnern?« drängte ich.

»Es war nicht sehr weit von der Themse weg. South Kensington. Netherton Street, glaube ich.«

»Kennst du die?« fragte Suko.

»Nein, nie gehört.«

»Ist auch eine Sackgasse«, meinte Long. Er schlug auf das Dach seines Wagens. »Sonst noch was?«

»Ja«, sagte ich. »Ist Ihnen bei diesem Mann vielleicht etwas aufgefallen?«

»Wieso? Was sollte mir aufgefallen sein?«

»War er nervös, hat er mit Ihnen gesprochen?«

»Nein, der Knabe war nicht nervös, der hat auch nicht mit mir gesprochen.«

»Sondern?«

»Er war die Ruhe selbst. Manchmal kam er mir vor, als würde er auf dem Rücksitz wie ein Häufchen Elend hocken oder wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat.«

»Danke, das war's von mir.«

Suko wollte noch wissen, wo der Fahrer hatte stoppen müssen. Wir erfuhren, daß es im letzten Drittel der Straße gewesen war. Mehr konnte uns der Mann nicht sagen.

Wir eilten zum Rover zurück. Diesmal optimistischer, denn das Netz zog sich allmählich zusammen. Wir waren beide davon überzeugt, eine wichtige Spur gefunden zu haben.

Zur Ausrüstung des Wagens gehörten auch die entsprechenden Stadtpläne. Sie waren immer auf dem neuesten Stand. Suko holte einen hervor und faltete ihn auf. »Wie hieß die komische Straße gleich noch?«

»Netherton Street.«

Er schaute im Register nach. Es dauerte nur Sekunden, dann hatte er sie gefunden. Ich hatte mich zu ihm nach links gebeugt. Die Straße befand sich in South Kensington. Das war zwar gut und schön, aber mehr konnten wir damit nicht anfangen.

Ich schaute Suko an, als dieser die Karte zusammenfaltete. »Hast du eine Idee?«

»Nein.«

Ich hatte bereits zum Telefon gegriffen und tippte die Nummer unseres Büros ein, weil ich Glenda Perkins mit den neuesten Nachrichten versorgen wollte. Möglicherweise hatte sie eine Idee, die uns weiterbrachte. Zudem gehört sie zu den Personen, die am engsten mit dem Superintendent zusammengearbeitet hatten.

Als sie sich meldete, klang ihre Stimme nicht mehr ruhig. Glenda hörte sich an, als hätte sie einen langen Lauf hinter sich gebracht. »Habt ihr einen Erfolg errungen?«

»Wir wissen zumindest, daß sich Sir James mit einem Taxi in eine bestimmte Straße hat bringen lassen.«

»Schön. Und wie heißt sie?«

»Netherton Street.«

»Wie bitte…?« Glenda dehnte die Frage, als hielte sie noch etwas in

der Hinterhand.

Ich reagierte sofort. »Kennst du sie?«

»Das glaube ich schon.«

»Und woher?«

Ich hörte sie schnauben. »Das ist doch ganz einfach, John. In dieser Straße hat die Tote gewohnt.«

»Du meinst Ginger Mitchell.«

»Wen sonst?«

Ich blieb sitzen und schaute Suko an, der mitgehört hatte. Mein Freund sagte nichts, doch sein Blick sprach Bände. Dann setzte er zu einem langsamen Nicken an.

Wir hörten Glendas Stimme noch aus dem Hörer schallen. Sie wollte wissen, was los wäre.

»Es ist alles okay, Glenda, wir fahren hin. Du kennst nicht zufällig die Hausnummer der Mitchells?«

»Nein.«

»Ist auch nicht tragisch, die finden wir schon.«

Ich wollte auflegen, aber Glenda war schneller. Sie warnte uns noch und wies uns darauf hin, vorsichtig zu sein, weil sie dem Braten nicht traute.

»Und wieso nicht?«

»Weil ich ein dummes Gefühl habe.«

»Tja, das kenne ich auch«, erwiderte ich und grinste säuerlich, bevor ich auflegte.

Und Suko sagte: »Dann wollen wir mal…«

***

Rena Mitchell hatte sich verwandelt!

Nicht sehr offensichtlich, denn dann wäre der Schock bei Sir James auch nicht so groß gewesen, sondern nur an bestimmten Stellen. Dort aber so prägnant, daß der Superintendent den Atem anhielt und das Bild kaum wahrhaben wollte.

Es war ein Schock, es war für ihn wie ein Fluß, der ihm das seichte Grauen entgegenströmen ließ.

Das lange schwarze Kleid trug sie noch immer. Der Stoff kam Sir James jetzt sogar schillernder vor.

Das mochte daran liegen, daß er sich auch bewegte, irgendwie wie von allein, und zwar in Höhe der Brust. Es sah so aus, als hätte sich zwischen Haut und Stoff etwas geklemmt, aber das war nur beim ersten Hinschauen so. Tatsächlich aber spielte sich etwas anderes ab, und zwar auf dem Stoff, denn dort zeichnete sich ein Gesicht ab.

Sehr deutlich, sehr klar, wie von feinen Pinselstrichen exakt gemalt. Es war das Gesicht einer Katze.

Gelbe Augen, eine stumpfe Nase, Oberlippenbart, ein schmaler und

verkniffen wirkender Mund, und selbst die Katzenohren sah er. Sie aber mündeten in die Enden der hochstehenden Schulterstücke und kamen ihm jetzt, wo sich das Gesicht auf dem Stoff abzeichnete, nicht einmal so fremd vor.

Unter dem Katzenmund hielt Rena Mitchell ihre Arme verschränkt, als wollte sie durch diese Bewegung das Gesicht noch zusätzlich stützen. Auf dem Gesicht lag so gut wie kein Ausdruck. Da hatte sich nichts bewegt, selbst eine Falte war nicht zu sehen, und ihr Mund wirkte wie eine schmale Zeichnung.

Sir James schaute an ihrer Gestalt entlang nach unten, weil ihm da beim ersten Hinsehen noch etwas aufgefallen war, er aber nicht genau gewußt hatte, was es gewesen war.

Jetzt sah er es besser.

An der Rückseite sah der Rock aus wie gewellt. Da Rena Mitchell leicht schräg stand, konnte Sir James den Schlitz erkennen, mit dem der Rock gezeichnet worden war. Und aus dem Schlitz - es war kaum zu fassen - ragte etwas hervor.

Etwas Armdickes, das die Form einer Schlange hatte, die ein Fragezeichen bildete.

Ein schwarzer Schwanz!

Auch bei Sir James gab es Grenzen der Beherrschung. Er hätte am liebsten geschrieen, sich so Luft verschafft, doch das konnte er nicht. Es war ihm einfach unmöglich. Er saß in seinem Sessel wie festgebacken und starrte die Erscheinung an.

War Rena Mitchell eine Katze? War sie ein Mensch, oder war sie von jedem etwas?

Er konnte darauf unmöglich eine Antwort geben. Für ihn war sie eine furchtbare Mutation, ein Wesen, das es normalerweise nicht geben durfte, aber sie hatte ihn ja gewarnt und davon gesprochen, daß sie mit einer anderen Macht in Verbindung stand.

Mit einer gefährlichen… einer grausamen und teuflischen… oder auch mystischen?

Sir James spürte, wie seine Hände feucht wurden. Dies steigerte sich noch, denn der Stoff auf der Brustseite bewegte sich und damit auch der Katzenkopf.

Oder nur der Kopf?

Er hielt den Atem an, schluckte wieder seinen bitterschmeckenden Speichel, und die großen Augen hinter den dicken Brillengläsern bewegten sich zwinkernd.

Ja, es war der Katzenkopf.

Sir James begriff es erst jetzt. Dieser Kopf auf dem verdammten Stoff lebte.

Und Sir James fragte sich, ob er tatsächlich aus diesem Kleiderstoff bestand oder sich aus einem anderen Material zusammensetzte, zum

Beispiel aus einer dünnen Haut, die vielleicht einmal einen Katzenkörper umspannt hatte.

Es fehlte nur noch, daß Rena Mitchell angefangen hätte zu schnurren, zu fauchen oder miauen. Sir James Powell war mittlerweile soweit, daß er mit allem rechnete.

Sie rührte sich nicht.

Auch die zahlreichen Katzen im Zimmer bewegten sich nicht. Sie hatten nur ihre Köpfe gedreht, um Rena anzuschauen. Sir James konnte sich nicht helfen, aber er bekam den Eindruck, als würden die Tiere die Katzenfrau unterwürfig anschauen und sie schon als ihre Königin akzeptiert haben.

Für Sir James kam dieses Bild einem Schlag in den Magen gleich. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte, jedenfalls wollte er keine Angst zeigen, auch wenn es ihm schwer fiel, denn auch er war nur ein Mensch und keine Maschine.

Die Zeit war für ihn stehengeblieben. Er wußte nicht, ob Sekunden oder schon Minuten vergangen waren, als sich die Katzenfrau endlich bewegte.

Sie ging einen Schritt vor.

Dabei fiel ihr pechschwarzer Schwanz nach unten, berührte zuerst den Boden und schleifte dann über ihn hinweg. Dabei entstand das ungewöhnliche Geräusch, das Sir James schon ein paarmal aufgefallen war und er sich nicht hatte erklären können. Jetzt aber wußte er, woher es stammte. Da schleifte unter dem Rock der Schwanz über dem Boden.

Das ist verrückt, dachte er, das ist einfach unglaublich. Da kann man sich nur an den Kopf fassen und sich fragen, ob man träumt oder alles real erlebt.

Sir James faßte sich nicht an den Kopf, sondern blieb auf der Stelle sitzen. Er beobachtete die normalen Katzen, die jede Bewegung ihrer Königin verfolgten und dabei nicht einmal die Köpfe drehten, sondern nur die Augen bewegten.

In seinem Magen zog sich einiges zusammen. Er hatte sowieso nicht den gesündesten. Seit Jahren schon litt er an einer Überproduktion von Magensäure, was auch in diesem Moment eintrat. Das saure Zeug stieg bis in seine Kehle hoch, er schluckte es wieder runter und verzog den Mund, als er diese Bitternis spürte.

Hinter einem Sessel blieb die Katzenfrau stehen und legte ihre Hände auf die Lehne. Sie senkte den Kopf ein wenig, weil sie dem Mann direkt ins Gesicht schauen wollte, und ihre Lippen verzogen sich dabei zu einem kalten Lächeln.

Gleichzeitig funkelte es in ihren menschlichen Augen auf, während die anderen auf der Brust gleich blieben.

»Überrascht?« fragte sie zischelnd. Sogar den Klang ihrer Stimme

versuchte sie dem Fauchen der Katzen anzunähern.

Sir James nickte bedächtig. »Das kann man wohl sagen, Mrs. Mitchell, ja, das kann man sagen, und ich frage mich gleichzeitig, mit wem ich es zu tun habe? Mit einem Menschen, mit einer Katze oder mit einer Mischung aus beiden?«

»Was wäre Ihnen denn am liebsten?«

»Nichts mehr.«

»Das kann ich mir denken, Sir James. Aber Sie glauben nicht, wie wohl man sich fühlen kann, wenn beides in einem steckt. Ich weiß, wie Katzen fühlen, wie sie denken. Ich kenne mich bei ihnen aus. Ich habe sie erlebt, ich kann mich in sie hineinversetzen, sie leben in einer eigenen Welt, und darin fühle ich mich als Mensch so ungemein wohl.«

»Mensch?« fragte Sir James spottend. »Betrachten Sie sich noch als einen Menschen, Mrs. Mitchell?«

»Richtig, Sir. Ich bin mir da unsicher. Ich weiß nicht, wem ich dankbarer sein soll. Dem Menschen oder der Katze. Ich tendiere eher zu den Katzen, denn sie sind viel sensibler als Menschen und gleichzeitig größere Individualisten. Ich habe versucht, meine Tochter ebenfalls auf diesen Weg zu bringen, was mir noch nicht gelungen ist. Sie hatte die Tür erst aufgestoßen, aber sie hat es noch geschafft, über die Schwelle zu schreiten. Sie ist leider das geblieben, was sie war, doch ich war guter Hoffnung, dies ändern zu können. Dann aber haben Sie meine Tochter erschossen, einfach so, Sir James. Sie hat ihnen nichts getan, sie gaben ihr die Kugel. Sie töteten ein junges Leben, und das werde ich Ihnen nie verzeihen, auch meine Katzen nicht. Sie haben meine großen Pläne gestört, Sie durchkreuzten den Plan der Katzenfrau, und deshalb werden auch sie sterben, wie ich es Ihnen bereits ankündigte. Aber ich verspreche Ihnen auch, daß sie einen nicht so leichten Tod haben werden wie Ginger. Sie wird kaum etwas oder nichts gespürt haben, bei Ihnen aber wird das anders sein. Sie werden langsam sterben, sie werden den Tod Stück für Stück erleben, sie werden ihm immer näher kommen, und jeder Schritt wird mit Qualen und Schmerzen verbunden sein. Wußten Sie eigentlich, daß wir Katzen die Freude ebenso genießen wie den Schmerz? Ist Ihnen das bekannt gewesen? Wenn nicht, dann dürfen Sie es erleben.«

Sir James war bei diesen Worten ein Schauer nach dem anderen über den Rücken gelaufen, und er ging davon aus, daß die Katzenfrau nicht geblufft hatte.

Sie war so grausam, es gehörte zu ihrem Naturell. Er erinnerte sich daran, wie eine Katze mit einer Maus spielte und sie im Spiel tötete. Er kam sich vor wie die Maus, und für Rena Mitchell würde sein Tod ebenfalls nicht mehr als ein Spiel sein.

Kälte floß durch seinen Körper. Er bewegte den Kopf. Die Katzen

schauten ihn an.

Sir James erschrak. Sie hatten ihre Haltung verändert, ohne daß es ihm aufgefallen war, und in ihren kalten Augen las er nicht die Spur von Erbarmen.

Doch seine Neugierde war trotzdem nicht gestillt worden. Deshalb fragte er Rena: »Wer sind Sie? Was befindet sich unter dem Kleid? Noch der Körper eines Menschen, oder haben Sie sich schon in eine Katze verwandelt? Und was ist mit dem Gesicht…?«

»Es gehört mir!«

»Dann haben Sie zwei Gesichter?«

»Wenn Sie so wollen, ja. Ich verspreche Ihnen, daß Sie eine Antwort auf all Ihre Fragen bekommen werden. Das bin ich Ihnen gewissermaßen schuldig. Denn wären Sie nicht freiwillig zu mir gekommen, dann hätte ich Sie geholt.«

»Das glaube ich Ihnen sogar.«

»Deshalb werden Sie jetzt aufstehen.«

»Und dann?«

»Gehen wir!« Nach dieser Antwort spitzte sie die Lippen. Ein Zischen drang aus der kleinen Öffnung, und dieses Geräusch galt einzig und allein den Katzen.

Bisher hatten sie regungslos auf ihren Plätzen gesessen und künstlichen Geschöpfen geähnelt. Plötzlich aber kam Leben in sie, und sie sprangen von ihren erhöhten Positionen zu Boden.

Sir James ließ sie nicht aus den Augen. Allmählich war die Spannung in ihm gewichen. Er konzentrierte sich wieder auf andere Einflüsse und spürte seine Verletzungen doppelt stark. Jemand schien Säure in seine Biß- und Kratzwunden hineingeträufelt zu haben, denn sie brannten nun viel stärker.

Bei jeder Bewegung schienen sich die Wunden und auch die Haut in ihrer Nähe zu dehnen und im nächsten Moment wieder zusammenzuziehen.

Die Katzen blieben in seiner unmittelbaren Nähe. So unterschiedlich sie vom Fell her auch aussahen, sie sahen trotzdem irgendwie gleich aus. Sie waren auf ihn fixiert, beobachteten jede seiner Bewegungen und würden sofort etwas unternehmen, wenn er sich nicht so verhielt, wie sie es für richtig hielten.

Sir James setzte sein rechtes Bein vor. Mit einer eleganten Bewegung wich eine rotbraune Katze aus, schuf ihm Platz für den nächsten Schritt, aber die Tiere rahmten ihn ein.

Auch Rena Mitchell hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Rückwärts ging sie mit kleinen Schritten auf die Tür zu, und jeder Schritt wurde von diesem schleifenden Geräusch begleitet, denn der lange Schwanz strich über den Boden wie eine Schlange.

Sie winkte ihm mit dem rechten Zeigefinger. Erst jetzt nahm Sir

James wahr, daß der Finger besonders lang war, ebenso wie der Nagel, der ihn an eine Kralle erinnerte. Hell und kalt funkelten ihre Augen, der Blick glich dem der Katzenaugen auf der Brust. Nach Sir James' Meinung degenerierte sie immer mehr, und irgendwann würde eine der beiden Positionen die Überhand gewonnen haben.

Vielleicht war sie dann voll und ganz eine Katze mit der Körpergröße eines Menschen. Dann war die Katzenfrau tatsächlich perfekt. Hinter Sir James' Stirn hämmerte es. Er hatte das Gefühl, Botschaften zu empfangen, die nur von einem nahen Ende sprachen. Und er dachte daran, wie dumm es von ihm gewesen war, keinem Menschen zu sagen, wohin er sich begeben hatte.

Jetzt war es zu spät.

Zwar stand das Telefon in Sichtweite, für ihn allerdings war es meilenweit entfernt. Bei einem Schritt in die verkehrte Richtung hätten ihn die Katzen angesprungen und versucht, ihn zu erledigen.

Er ließ es bleiben.

Rena Mitchell ging vor bis in den Flur, wo sie auf Sir James wartete. Auch die Katzen hatten diesen Weg genommen. Sie drängten sich in die Enge hinein und blieben in der unmittelbaren Umgebung des Gefangenen stehen.

Rena Mitchell sprach ihn an. »Jedes Haus hat sein Geheimnis, auch das meine hat es.« Sie winkte mit dem gekrümmten Zeigefinger. »Kommen Sie mit, Sir!«

Er hatte damit gerechnet, daß sie ihn in einen Keller führen würde, da aber irrte er sich. Rena wandte sich der schmalen Treppe mit den von den Krallen verkratzten Holzstufen zu und schritt sie hinauf. Als sie drei Stufen zurückgelegt hatte und sich Sir James noch immer nicht rührte, reagierten die Katzen. Sie machten ihm schon klar, wie er sich zu verhalten hatte.

Einige Krallen schlugen gegen den Stoff seiner Hosenbeine und drangen durch bis auf die Haut. Die kleinen Stiche waren für ihn wie ein Befehl, er ging vor.

Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, und selbstverständlich erfaßte er Renas Rücken, aber besonders den Schlitz in dem Kleid, aus dem der dicke Katzenschwanz hervorschaute und bei jeder Bewegung mitschwang.

Manchmal rieb er über die Kanten der Stufen hinweg. Einige Katzen, die Sir James überholten, spielten mit dem Schwanzende, was Rena nicht störte, ihr sogar Spaß machte, denn sie ließ ein schnurrendes Lachen hören.

Weiter gingen sie.

Die erste Etage ließen sie ebenfalls hinter sich. Sir James hatte dort nicht viel erkennen können, nur eben einen ähnlichen Flur wie unten, aber wesentlich düsterer, beinahe wie ein unheimlicher und

dämmriger Tunnel wirkend.

Die letzte Etage!

Schon im Flur schräg, aber trotzdem ziemlich spitzwinklig, so daß Sir James nicht in Gefahr lief, sich den Kopf zu stoßen. Hier oben erwartete ihn ein viereckiger Flur, von dem eine Tür abging, die pechschwarz gestrichen war.

Die ihn begleitenden Katzen hatten sich vor der Tür versammelt. Sie drängten sich dort zusammen, weil sie es kaum erwarten konnten, in den dahinter liegenden Raum zu gelangen. Zwei Tiere sprangen hoch, erwischten die Türklinke, drückten sie auch nach unten, die Tür blieb trotzdem zu, weil sie verschlossen war.

Aus der Tasche ihres ungewöhnlichen Kleides holte Rena Mitchell einen Schlüssel hervor. Auf ihrem Gesicht lag ein katzenhaftes Lächeln, als sie aufschloß.

»Mein Jagdrevier, Sir James«, flüsterte sie. »Gehen Sie nur hinein und fühlen Sie sich wohl.«

Das werde ich wohl kaum, dachte er. Nur widerwillig folgte er der Aufforderung. Die Tür hatte einen Stoß bekommen. Sie schwang nur sehr langsam nach innen, so daß sich Sir James umschauen konnte, als er über die Schwelle trat.

Viel bekam er nicht zu sehen.

Er sah einen fast leeren Raum, in dem nur ein Bett stand. Durch die schrägen Fenster fiel zwar Licht, doch es reichte nicht aus, um alle Ecken des Raumes zu erhellen. Links sah er einen hohen Gegenstand, über den eine Decke gelegt worden war.

Die Katzen huschten an ihm vorbei und verteilten sich. Rena drückte ihn noch weiter vor, dann hatte auch sie das Zimmer betreten. Sie schlich an ihrem Gefangenen vorbei und stand schließlich vor ihm, wobei sie ihn mit einem katzenhaften Lächeln anschaute.

»Das ist mein Reich«, erklärte sie. »Hier fühle ich mich wohl, hier habe ich das Erlebnis.«

»Welches?«

»Das Erleben, beide Seiten genießen zu können. Einmal die Welt der Menschen, zum anderen die Welt oder das Reich der Katzen. Sie haben gefragt, wer ich bin, ob Mensch oder Katze…«

»Das habe ich.«

»Sie werden eine Antwort bekommen, Sir James. Das kann ich Ihnen versprechen. Sie werden erleben, wer die Katzenfrau tatsächlich ist.«

Sir James hatte sehr genau zugehört und auch die Veränderung ihrer Tonlage wahrgenommen. Aus ihr schwang längst keine Verbindlichkeit mehr mit, er hatte vielmehr den Eindruck, daß sie dabei war, zu einem Raubtier zu werden.

Zu einer großen Katze, und Sir James mußte daran denken, daß Tiger und Panther ebenfalls zur Gattung Katzen gehörten. Mit einer

Handbewegung wies sie ihm einen neuen Platz zu. Er mußte sich auf das Bett setzen, umrahmt von den Katzen, die ihn wie stumme Wächter beobachteten.

Rena Mitchell aber baute sich vor ihm auf. Sie lächelte, ihr Gesicht zog sich dabei sehr in die Breite, und das Katzengesicht auf ihrer Brust lächelte ebenfalls.

Dann tat sie etwas, womit Sir James nie im Leben gerechnet hätte. Rena Mitchell fing damit an, sich vor ihm auszuziehen…

***

Der Taxifahrer hatte nicht gelogen. Die Netherton Street gehörte zu den Wohnstraßen, die man als ruhig bezeichnen konnte. Wenigstens gab es hier keinen Durchgangsverkehr. Wer hier herfuhr, gehörte erstens nicht zu den Ärmsten, und zweitens hatte er in dieser Straße auch seinen Wohnsitz.

Noch immer ließ sich keine Sonne blicken. Es war einer dieser dunklen, wolkenverhangenen Tage, was uns aber entgegenkam, denn die ganz große Hitze war verschwunden. In der vergangenen Nacht und auch noch in den frühen Morgenstunden hatte es geregnet. Der Boden war noch feucht, und manchmal lagen Dunstschleier in der Luft.

Wir fuhren sehr langsam. Ob wir beobachtet wurden, konnten wir nicht feststellen. Auf den schmalen Gehwegen jedenfalls zeigte sich kein Passant, uns umgab eine späte Mittagsruhe, wie sie untypisch für London war.

Der dichte Baumbewuchs sorgte nicht nur für eine verhältnismäßig gute Luft, er sorgte auch dafür, daß Stille überwog, denn der Verkehrslärm anderer Straßen erreichte diese Gegend kaum.

Die meisten Häuser sahen wir nicht, weil sie sich auf ziemlich großen Grundstücken versteckt hielten. Mauern schirmten die Bereiche ab. Oft waren sie auch durch Gitter eingefriedet, und durch deren Lücken fanden Zweige ihren Weg nach draußen.

Da ich fuhr, hatte Suko Zeit genug, die beiden Straßenseiten zu beobachten. Mehr als einmal zog er seine Augenbrauen hoch und die Stirn kraus, ihm kam diese Ruhe schon bedenklich vor, wie er mir auf entsprechende Fragen mitteilte.

Ich winkte ab. »Was willst du machen? Nicht alle Menschen leben in Hochhäusern wie wir.«

»Schon…«

»Aber?«

»Keine Ahnung, John, fahr weiter.«

Das tat ich und rollte dabei im Schrittempo. Vögel zwitscherten und segelten durch die Luft. Sie fühlten sich in dieser dicht bewachsenen Gegend wohl, aber wir konnten das ungute Gefühl nur schwerlich

unterdrücken.

Ich erinnerte mich wieder an die Worte des Taxifahrers und ließ den Rover noch langsamer rollen, nachdem wir die Hälfte der Distanz hinter uns gelassen hatten. Ich konnte bereits das Ende der Straße erkennen, obwohl sich viel Laub und ein Teil der Umgebung auf der Frontscheibe des Wagens zeigte.

Die Netherton Street lief in einen Wendehammer aus. Dahinter schien Wald zu sein.

Nach der Hälfte und im letzten Drittel. So ähnlich hatte der Taxifahrer gesagt. Da wir das Ziel nicht kannten, war es vielleicht besser, wenn wir anhielten und den Rest des Wegs zu Fuß zurücklegten.

Ich rollte an den linken Straßenrand und stellte den Rover im Schatten einer mächtigen Buche ab.

»Weißt du schon Bescheid?« fragte Suko.

»Nein, aber ich finde es besser, wenn wir den Rest zu Fuß zurücklegen. Oder bist du…?«

»Schon gut, John, schon gut. Du sprichst mir aus der Seele.« Suko öffnete bereits die Tür.

Auch ich stieg aus und drückte den Wagenschlag leise ins Schloß. Uns umgab eine seltsame Atmosphäre. Sie war nicht sommerlich, wenn auch relativ warm. Der Dunst hatte sich etwas verstärkt, die Stille wirkte ungewöhnlich, beinahe schon beklemmend. Hier gab es kein Leben, nur die wuchernde Natur.

In das Zwitschern der Vögel hinein hörte ich Sukos Bemerkung. »Ich wäre dafür, wenn wir uns aufteilen. Nimm du die rechte, dann kümmere ich mich um die linke Straßenseite.«

»Nicht schlecht. Und was willst du finden?«

»Sir James' Ziel.«

»Wo gibt es den Hinweis? Ich weiß nicht, wie viele Häuser hier noch in den Gärten stehen…«

»Vielleicht sehen wir ihn ja. Er kann im Garten sitzen und…«

Ich schaute ihn fast böse an. »Das glaubst du doch selbst nicht, mein Freund.«

»Nein, natürlich nicht.« Suko hob die Schultern. »Man muß sich eben selbst etwas vormachen«, erklärte er bitter.

Irgendwo hatte er recht, denn wir beide waren ziemlich frustriert. Obwohl wir nicht darüber sprachen, spürten wir doch, daß sich Sir James eventuell in eine prekäre Lage hineinmanövriert hatte.

Wir hatten auch nicht bei Rena Mitchell angerufen, nicht einmal nach ihrer Telefonnummer geschaut, sondern waren einfach losgefahren, in der Hoffnung, das Haus schnell zu finden.

Es gab auch keinen Nachbarn, den wir hätten fragen können, es hielt sich niemand draußen auf.

Wenn alle Stricke rissen, würden wir irgendwo anklingeln.
Soweit war es noch nicht. Ich winkte Suko knapp zu und ging quer über die Straße auf die andere Seite.
Ich wollte einen Blick auf Grundstücke und Tore werfen. Oft genug waren die Namensschilder der Besitzer oder Mieter dort angebracht worden.
Ich passierte zwei Einfahrten, ohne Erfolg gehabt zu haben. Bei der dritten ebenfalls nicht, dann aber sah ich ein Haus, das sich von den anderen im Baustil stark unterschied. Nicht nur, daß es älter war, mir kam es etwas schief vor, und es hatte zudem ein ziemlich hochgezogenes und spitzes Dach.
Nicht nur das Haus ließ mich stutzen, auch das Grundstück unterschied sich von den anderen. Nicht von der Größe her, sondern vom Aussehen. Für meinen Geschmack wirkte es ungepflegt, man hatte im Garten alles wachsen lassen, so daß sich die Pflanzen zu einem verfilzten Dschungel hatten ausbreiten können.
An einer ziemlich brüchig wirkenden Mauer blieb ich stehen und ließ meinen Blick langsam über das Grundstück hinweggleiten. Ich wußte selbst nicht genau, was mich daran so faszinierte, aber ich hatte das Gefühl, an der richtigen Stelle zu sein.
Ich wollte Sukos Meinung wissen, drehte mich um, sah, daß er mit raschen Schritten die Straße überquerte. Dabei nickte er. Jetzt war ich mir sicher.
»Das ist das Haus«, sagte Suko, als er neben mir stehenblieb. »Ich habe mit einer Nachbarin gesprochen.«
»Super.«
»Da ist noch etwas.« Suko beobachtete Haus und Garten aus schmalen Augen. »Die Besitzerin wurde von dieser Nachbarin als eine ungewöhnliche Frau bezeichnet, wenn ich es mal positiv ausdrücken will. Man kann sie einen weiblichen Sonderling nennen, auch eine Katzenmutter, denn sie lebt mit zahlreichen Katzen zusammen. Die laufen ihr sogar zu, sie sammelt sie, wie die Nachbarn meinen, die so gut wie keinen Kontakt zu Rena Mitchell haben.«
»Hat die Frau auch Sir James gesehen?«
»Nein.«
»Hast du sie nach Ginger Mitchell gefragt?«
»Ja, die Zeit nahm ich mir noch.« Suko lächelte verkrampft. »Ginger war besser angesehen als ihre Mutter, die ihre Tochter allein großgezogen hat. Ginger war freundlich, aber in der letzten Zeit soll auch sie sich verändert haben, weil sie immer stärker unter den Einfluß der Mutter geraten ist.«
»War der denn so schlimm?«
»Für die Leute hier schon, John. Sie können es einfach nicht auf die Reihe kriegen. Ich will es mal so sagen. Rena Mitchell und ihre

Tochter waren Sonderlinge.«
Ich strich über mein Kinn, als ich murmelte. »Ob das das Richtige für Sir James gewesen ist?«
»Wie meinst du das?«
»Ich will nicht gerade von einer Falle reden, Suko, aber ein ungutes Gefühl hat mich schon beschlichen, wenn ich ehrlich sein soll. Das Gerede muß nicht viel zu bedeuten haben, aber wir sollten es trotzdem nicht außer acht lassen.«
»Am besten ist, wenn wir sie selbst fragen.«
Damit war ich einverstanden.
Es gab hier ein altes Tor, dessen rechter Flügel nicht ganz geschlossen war. Wir schoben ihn auf, und die unteren Enden der Stäbe hinterließen Spuren im weichen Boden.
Obwohl wir nach dem Betreten des Grundstücks nur wenige Schritte vom Gehweg entfernt waren, hatten wir beide das Gefühl, eine andere Landschaft betreten zu haben.
Das hier war eine kleine Oase, eine Welt für sich, über der ebenfalls die Dunstschleier wie Nebel lagen. Sie trieben sich zwischen den Lücken der Baumstämme herum. Es herrschte kaum Wind, deshalb wurden sie auch so gut wie nicht bewegt. Was hier wuchs, war eine Mischung aus »Unkraut« und Unterholz.
Feuchter, moosiger Boden dämpfte unsere Trittgeräusche. Es gab einen schmalen Pfad, der auf das schiefe Haus mit den kleinen Fenstern zuführte, der aber war teilweise schon überwachsen, denn von rechts und links drückten sich die hohen Gräser heran, als wollten sie über dem Weg eine Brücke bauen.
Ich registrierte am und auch im Haus keine Bewegung. Da war niemand, der sich hinter einem der Fenster abzeichnete. Ich wäre happy gewesen, wenn ich Sir James gesehen hätte, der aber hielt sich zurück oder war auch nicht in der Lage, sich zu zeigen.
Der Gedanke daran beruhigte mich auf keinen Fall.
Und doch bewegte sich etwas.
Im Unterholz und an einigen Stellen frei sichtbar, lauerten die Tiere, die Rena Mitchell zu ihrem Spitznamen verholfen hatten.
Katzen!
Überall lauerten sie.
Wir hatten beide den Eindruck, als hätten sie ihre Verstecke urplötzlich verlassen, um uns unter Kontrolle zu halten, denn sie ließen uns nicht aus den Augen.
Von einigen Katzen sahen wir auch nur die Augen. Sie wirkten so, als wären sie kurzerhand in die Luft gemalt worden, um dort zu schweben. Nur zählten wir beide zu den Tierfreunden, Katzen machten mir keine Angst, obwohl ich schon den einen oder anderen Fall erlebt hatte, wo sie auf magische Art und Weise manipuliert

worden waren, hier aber überkam mich schon ein ungutes Gefühl, denn diese Tierchen, so normal sie auch wirkten, strömten doch eine gewisse Gefahr aus, die sich nicht wegdiskutieren ließ.

Sie waren erschienen, als hätten sie auf uns gewartet, und sie kamen mir wie die Hüter dieses alten Hauses vor, um es und seine Bewohner vor Feinden zu schützen.

Suko hatte die Arme in die Seiten gestemmt. Er stand zwei Schritte von mir entfernt und schüttelte den Kopf. »John, da stimmt etwas nicht«, sagte er leise, als wollte er die Katzen nicht stören oder auch nur warnen. »Die verhalten sich nicht normal. Die sehen aus, als wollten sie davon abhalten, das Haus zu betreten.«

Ich stimmte ihm zu.

Mir gefiel die gesamte Atmosphäre nicht. Dieses Haus glich einer Insel, in der sich etwas Böses manifestiert hatte. Hier lauerten die Kräfte der Natur, um sich gegen den Menschen zu stellen. Ähnliche Gedankengänge hatten mich kurz vor einer Begegnung mit Mandragoro gestört. Zog er die Fäden? Nein, hier bestimmt nicht, obwohl man bei diesem Naturdämon nie sicher sein konnte.

Der Garten schwieg, die Katzen taten es ebenfalls. Wir hörten kein Schreien, kein Miauen und auch kein Fauchen. Erst recht kein Schnurren, das anzeigte, wie wohl sie sich fühlten. Sie hockten dort starr und lauernd.

Manche wirkten auf uns wie Porzellankatzen, denn bei ihnen bewegte sich tatsächlich nichts. Nicht einmal das Fell zitterte im leichten Wind. Der Dunst kroch auch zwischen sie, so daß ihre klaren Augen manchmal verschwammen.

»Gehen wir?« fragte Suko und riß mich dabei aus meinen Gedanken.

»Sicher.«

»Gib aber acht. Ich kann mir denken, daß sie plötzlich aus ihrer Starre erwachen.«

Bisher hatten sie sich ruhig verhalten, was sich änderte, als wir auf das Haus zugingen und dabei auf dem schmalen Weg blieben. Plötzlich kam in sie Bewegung.

Sie schnellten nicht hoch, sondern standen träge auf, als würden wir sie langweilen und sie uns damit nur widerwillig zur Kenntnis nehmen.

Aber sie waren schneller als wir. Vielleicht hatten wir uns auch nur von unserem Ziel ablenken lassen, doch plötzlich waren sie in unserer Nähe.

Sie rahmten uns ein, kamen sogar dicht an uns heran. Ich spürte ihre Berührungen an meinen Beinen, wobei es Suko nicht anders erging. Wir hörten ihre »Stimmen«. Es war ein ungewöhnliches Jaulen, das aus ihren Mäulern drang. Sie schrieen leise, hin und wieder fauchten sie auch, sogar ein Zischen hörten wir.

Böse? Gefährlich…?

Mir fiel eine weiße Katze auf. Sehr dick und mit gesträubtem Fell. Das mußte ein Kater sein. Er sprang vor mir her und lief immer in Gefahr, mir zwischen die Beine zu geraten. Doch er war schlau und schnell genug, um sich immer wieder zu entziehen.

Das änderte sich, als wir nicht mehr weit von der dunklen Eingangstür entfernt standen.

Die weiße Katze sprang mich an!

Urplötzlich hatte sich ihr Verhalten geändert. Da war sie böse und fauchte auch schon auf.

Ich zuckte zurück. Es war zu spät, denn ihre Krallen hatten sich bereits in den Stoff meiner Hosenbeine gehackt. Sie wollte fauchend an mir hochklettern, und ich mußte auf den Körper schlagen, um sie loszuwerden.

Das tat ich nicht gern, in diesem Fall, aber es gab keine andere Möglichkeit. Die Katze quittierte den Treffer mit einem Aufschrei. Sie ließ mich los und prallte auf den Rücken, wo sie sich drehte und dann zur Seite huschte.

Ich hörte Suko fluchen, drehte mich herum und sah ihn im Kampf mit zwei Katzen. Eine hatte er gepackt. Er schleuderte sie weit von sich. Der Körper landete im Unterholz, das krachend unter dem heftigen Druck nachgab. Die zweite Katze erwischte Suko mit einem Tritt, bevor sie ihn in den Knöchel beißen konnte.

Jaulend wirbelte das Tier über den Boden und schlich dann humpelnd davon.

Wir schauten uns an, da wir für den Moment Ruhe hatten. In unseren Gesichtern stand der gleiche Ausdruck des Unverständnisses. Keiner von uns konnte diesen Angriff fassen. Es kam uns vor, als wäre ein Dämon in die Katzenkörper gefahren, und Suko sprach davon, bevor er sagte: »Ich schätze, wir sind an der richtigen Adresse.«

»Das glaube ich auch.«

»Aber wer zieht hier die Fäden?«

»Bestimmt nicht Sir James. Der wird möglicherweise vom Regen in die Traufe geraten sein.«

Nach dieser Bemerkung schaute ich zum Haus hoch. Plötzlich wurde mir die Kehle eng. Nicht, daß ich es mit Bates Haus aus dem Film »Psycho« verglichen hätte, doch eine gewisse Ähnlichkeit war schon vorhanden, auch wenn dieses Gebäude nicht auf einem Hügel stand.

»Wir müssen trotzdem rein.«

»Das übernehme ich«, sagte Suko. »Wenn die Tür verschlossen ist, schaue ich mir mal das Schloß an. Halte du mir nur den Rücken frei, Alter!«

Was er damit meinte, war klar. Ich sollte mich vor allen Dingen um die Katzen kümmern.

Suko brauchte nur Sekunden, um sein Ziel zu erreichen. Ich bekam soeben noch mit, wie er vergeblich versuchte, die Haustür aufzuziehen. Sie war tatsächlich verschlossen.

Dann kamen schon die Katzen.

Als hätten sie nur auf diesen Augenblick gewartet, schossen sie plötzlich vor. Sie hatten sich bisher versteckt gehalten, jetzt jagten sie mit langen Sprüngen auf uns zu, denn sie wollten auf keinen Fall, daß wir das Haus betraten.

Ich glaubte nicht daran, daß sie es freiwillig taten, sie waren auch nicht von einem Menschen dressiert worden, diese Tiere standen unter einem fremden Einfluß, der meiner Ansicht nach nur von einem gefährlichen Dämon stammen konnte.

Sie waren so schnell, sie fauchten, sie sprangen kurz vor mir hoch, und ich machte mich auf eine Abwehrschlacht gefaßt, denn Suko konnte mir nicht zur Seite stehen. Er hatte genug damit zu tun, die Haustür zu öffnen. Dabei schien er Schwierigkeiten zu haben, denn sein Fluchen überklang die wütenden Laute der angreifenden Katzen.

Die ersten beiden wehrte ich mit den Händen ab. Ich schlug mit den Handkanten zu, bevor sich ihre Krallen in mir festhakten. Schießen wollte ich nicht, ich ließ auch den Dolch stecken, mit den kleinen Raubtieren wollte ich auch so fertig werden.

Sie purzelten zu Boden, aber da waren andere, die augenblicklich ihren Rang einnahmen.

Eine Tigerkatze schnellte hoch.

Verdammt noch mal, die wollte an mein Gesicht und war so kräftig, daß sie es auch geschafft hätte.

Ich duckte mich.

Sie verfehlte mich, erwischte die Schulter. Ich schüttelte sie ab und rammte dabei die rechte Faust vor, die das Gesicht einer Katze traf. Unter meiner Hand schien es sich für einen winzigen Moment zusammenzudrücken, dann lag das Tier schreiend auf dem Boden, aber ein weiteres sprang bereits darüber hinweg.

Mein Fuß war schneller. Die Spitze bohrte sich in die weiche Masse des Bauches. Ich hörte das Tier schreien, es tat mir ja selbst leid, aber diese Katzen waren von einem Dämon besessen, ich mußte sie mir einfach mit Gewalt vom Leib schaffen, sonst hätten mich die messerscharfen Krallen zerrissen.

Suko machte mir auch nicht gerade Mut, denn ich hörte ihn noch immer fluchen. Er bekam mit dem Türschloß mehr Schwierigkeiten, als er es sich vorgestellt hatte.

Gezählt hatte ich die Tiere nicht. Aber es waren einfach zu viele, als daß ich alle hätte abwehren können. So blieb es nicht aus, daß sie mich erwischten.

Scharfe Messerkanten wischten über meinen rechten Handrücken

hinweg, als ich abermals eine Katze abwehrte. Fluchend zog ich den Arm zurück. Mit der linken Faust erwischte ich das Tier, aber die Katze, die plötzlich in meinen Nacken sprang, hatte ich nicht gesehen. Dort hockte sie für einen Moment wie ein schwerer, warmer Klotz, der in meinen Haaren wühlte.

Ich wollte sie abschütteln.

Es ging nicht.

Zugleich griffen mich drei Tiere an. Jetzt wurde es kritisch. Die Katze auf meiner Schulter hatte mich am Kopf verletzt. Es gab nur eine Möglichkeit. Ich mußte meine Vorderseite freigeben, hob blitzschnell beide Arme, drehte mich dabei ununterbrochen, um ein so geringes Ziel wie möglich zu bieten, und schlug dann beide Hände in das Fell des Tieres. Hart griff ich zu.

Ich hörte sie jaulen, ließ nicht los und zerrte sie mit einer Kraftanstrengung von meiner Schulter weg.

Dann schleuderte ich sie fort.

Ob Haut oder Haare zwischen ihren Krallen festhingen, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls klatschte der schwarzweiße Katzenkörper gegen die Hauswand, rutschte daran herab, wobei die um sich schlagenden Pfoten diesmal keinen Halt fanden.

Andere erwischten meine Hüfte und die Beine. Sie wollten sich festklammern, ich bewegte mich so heftig wie ein Tänzer auf einem glatten Parkett, und ich schaffte es tatsächlich, die verfluchten Tiere wieder von mir zu wirbeln.

Ruhe?

Nein, die hatte ich nicht, denn abermals griffen sie an. Sie kamen jetzt von verschiedenen Seiten.

Sie waren wie Schatten, und selbst dicke Körper wirkten schlank.

Sie jagten kreischend und schreiend auf mich zu. Ihre Augen blieben dabei starr, dennoch kamen sie mir vor wie voll des Hasses. Das hatte ich auch noch nicht erlebt.

Suko arbeitete inzwischen verbissen. Sicherlich war nicht einmal eine halbe Minute seit dem ersten Angriff vergangen, mir aber kam es vor, als würde ich schon Stunden kämpfen, und nicht wenige Flüche verließen meinen Mund.

»Ich hab's, John!«

Sukos Bemerkung war nur ein Zischen, dennoch hörte ich die Erleichterung und den Triumph. Beides nutzte mir im Moment gar nichts, denn abermals waren sie da.

Diesmal zu dritt.

Sie sprangen vom Boden hoch, und es waren auch drei Körper, die dicht gedrängt gegen meine Brust wuchteten und dafür sorgten, daß ich ins Schwanken geriet.

Ich schlug mit beiden Händen zu. Von oben nach unten rammte ich

meine Fäuste.
Dabei hörte ich, wie der Stoff meines Hemdes riß, die Katzen rutschten ab, versuchten aber, sich noch weiter festzuhalten, und wieder hinterließen ihre ausgefahrenen Krallen brennende Wunden auf meiner Brust.
Eine pechschwarze Katze hatte sich herangeschlichen und sich schon zum Sprung geduckt.
Ich trat sie zur Seite.
»Komm endlich!«
Halb gehend und halb taumelnd bewegte ich mich auf die Tür zu, die Suko geöffnet hatte und mir auch offenhielt.
Bevor mich eine Katze erreichen konnte, hatte ich mich von ihnen gelöst. Zwei Sprünge reichten aus, um in den Flur zu gelangen, und Suko drückte die Tür schnell wieder zu, was keinem der vierbeinigen Angreifer gefiel. Plötzlich waren sie wütend und warfen sich in ihrer Wut gegen die geschlossene Tür, was ihnen aber nichts half, denn das Holz war stabil.
Ich lehnte mit dem Rücken an der Wand und atmete tief durch. Ich hatte Schmerzen, aber die Wunden, die mir von den Katzen zugefügt worden waren, waren nicht groß und bluteten auch nicht stark. Aber sie waren unangenehm, sogar auf dem Kopf und im Nacken hatten die Krallen ihre Zeichen hinterlassen.
»Sorry, John, aber es ging nicht schneller!« flüsterte Suko.
»Schon gut!« Ich atmete zischend aus, holte ein Taschentuch hervor und tupfte die Wunden so gut wie möglich ab. Dann erst war ich in der Lage, mich auf die neue Situation einzustellen und schaute, als ich mich nach rechts drehte, auf Sukos Rücken. Mein Freund war bereits einige Yards in den Flur hineingegangen, stand dort und schüttelte den Kopf, als könne er bestimmte Dinge nicht begreifen.
»Es ist niemand da, John. Es ist keiner gekommen, der uns begrüßen will…«
»Aber wir sind richtig.«
»Das habe ich damit auch nicht gemeint. Nur wundert es mich schon, ehrlich gesagt.«
Ich war noch zu sehr mit mir selbst beschäftigt, als daß ich weiter auf ihn gehört hätte. Die kleinen Wunden brannten, als wäre jemand dabei, sie mit Säure zu beträufeln. Selbst in meinen Haaren klebte Blut.
Suko hatte es da besser. Er war vorgegangen und hatte das Ende des Flurs erreicht. In seiner rechten Hand hielt er die Beretta, er ging jetzt auf Nummer Sicher.
Er stand neben der Treppe und schaute nach rechts. Wie ein enger Schlauch drehte sie sich in die Höhe, der Düsternis der oberen Etage entgegen. Zu sehen war nichts, die Stufen verschwammen in der

Dämmerung.

Ich ging an Suko vorbei und betrat einen Wohnraum. Er präsentierte sich leer. Nicht einmal eine Katze bekam ich zu Gesicht, wobei ich allerdings davon ausging, daß sich noch welche in dem Haus aufhielten, das sagte mir einfach mein Gefühl.

Zudem roch es nach Katze. Es war ein Geruch, den ich nicht mochte. Er konnte auch nicht abziehen, weil kein Fenster geöffnet war. In zwei Ecken entdeckte ich Näpfe mit feuchtem Fressen. Darüber summten einige fette Fliegen.

Ich ging wieder in den Flur zurück, wo ich Suko traf, der die Schultern hob und mit gedämpfter Stimme redete. »Ich habe versucht, den Eingang zum Keller zu finden, vergeblich. Wenn sich hier jemand aufhält, dann über uns.« Er zeigte mit dem nach oben gedrückten Daumen gegen die Decke.

»Gut, versuchen wir es da.« Ich befürchtete Schlimmes. Hoffentlich hatte es unseren Chef nicht erwischt. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß er gegen eine derartige Überzahl an Katzen ankam.

Suko hatte sich an mir vorbeigeschoben und stieg als erster die Treppe hoch.

Zu hören war nichts.

Das allerdings beruhigte mich auch nicht. Es ließ mein ungutes Gefühl nur anwachsen…

***

Sir James Powell saß auf dem schmalen Bett und staunte. Er hatte seine eigene Lage so gut wie vergessen. Er war nur von den Bewegungen der ungewöhnlichen Katzenfrau fasziniert, die sich in den letzten Sekunden völlig verändert hatte, was ihre Haltung anging.

Er hatte sie als steifes Wesen in Erinnerung. Als eine Frau, die aus der Vergangenheit zu stammen schien, nun aber hatte sie sich verändert. Ihr Körper hatte sämtliche Steifheit verloren. Er glich in seiner Geschmeidigkeit selbst einer übergroßen Katze, die sich auf die Hinterläufe gestemmt hatte, um sich einem anderen, einem Fremden, in all ihrer Pracht zu präsentieren.

Plötzlich sah Sir James das altertümlich geschnittene Kleid als störend an. Es raschelte der Stoff, wenn sie sich bewegte, aber sie ließ sich nicht beirren und löste die Druckknöpfe.

Sir James hatte sie bisher nicht gesehen. Sie befanden sich vorn am Kleid und bildeten dort eine von oben nach unten laufende Reihe. Jedesmal hörte er das leise Pitschen, wenn die Frau es geschafft hatte, einen der Knöpfe zu öffnen.

Ihre Katzen schauten zu.

Sie hatten ihre Stammplätze eingenommen und wirkten fasziniert und besessen. Sie sahen zwar aus wie immer, für Sir James allerdings

waren sie zu kalten, unheimlichen Wesen geworden, die nur ein Ziel kannten, ihre Königin eben.

Durch die schrägen Fenster fiel nur wenig Licht, so daß sich in dem Raum mit den schrägen Wänden eine noch unheimlichere und bedrückende Atmosphäre ausbreitete.

Rena Mitchell machte weiter.

Sir James konzentrierte sich auf ihr Gesicht. Es hatte einen wissenden und gleichzeitig entrückten Ausdruck angenommen. Auf dem Mund lag ein kaltes Lächeln. Festgefroren wie Eis kam es ihm vor, und die gesamte Mimik bekam immer mehr katzenhafte Züge.

Die Frau glich sich an…

Seine Blicke wanderten tiefer. Er hatte noch sehr genau den Stoff in Erinnerung und vergaß auch nicht das Katzenbild auf der Vorderseite. Dabei war er sich nicht sicher, ob er überhaupt von einem Bild ausgehen konnte, das sah ihm einfach zu echt aus. Aber jetzt, wo Rena ihr Kleid aufknöpfte, da war es verschwunden.

Sie drehte ihm zwar ihr Profil zu, Sir James nahm es trotzdem wahr. Zudem veränderte Rena Mitchell ihre Haltung auch nicht. Beinahe kam es ihm vor, als würde sie sich schämen, einem Fremden ihre Brüste zu präsentieren. Daran aber wollte Sir James nicht glauben, das mußte andere Gründe haben.

Geschmeidige Bewegungen, die auch einer echten Stripteuse zur Ehre gereicht hätten, überraschten Sir James. Der Stoff des Kleides knisterte, als Rena den letzten Druckknopf geöffnet hatte und das Kleid an den beiden Seiten anfaßte.

Sie zog es in verschiedene Richtungen hin auseinander. Es rutschte dabei über ihre Schultern, und der Gefangene schaute fasziniert auf die helle Haut.

Er hatte sogar damit gerechnet, einen mit Katzenfell bewachsenen Körper zu sehen, statt dessen präsentierte ihm Rena Haut, die Schultern, den Rücken bis zum Beginn des Steißbeins, wo sich dann die Veränderung zeigte. Sir James hatte den dunklen Katzenschwanz nicht vergessen.

Fell, sehr dunkel und in der Farbe durchaus vergleichbar mit den Haaren bedeckte die Fläche. Es blieb nicht dabei. Das Fell wuchs an ihren Beinen hinab, was Sir James sehr genau sehen konnte, als das Kleid zu Boden rutschte und dort zusammenfiel.

Diese Frau war kein normaler Mensch mehr, sie war eine Mischung aus Tier und Mensch.

Eine Katzenfrau!

Keine Beine, sondern Läufe. Keine Füße, dafür breite, fußgroße Pfoten mit Krallen.

Der Superintendent rührte sich nicht. Ein derartiges Wesen war ihm noch nicht zu Gesicht gekommen. Er hätte zudem auch nie gedacht,

daß so etwas überhaupt existierte, aber er hatte bisher nur die Hälfte des Körpers gesehen. Die Vorderseite fehlte noch.

Rena Mitchell drehte sich um, nachdem sie aus dem Kleid gestiegen war.

Wieder bewegte sie sich dabei katzenhaft geschmeidig. Sie gab sich locker, sie hob ihre Schultern an und legte beide Hände unter ihre Brüste, als würde sie diesen Auftritt unwahrscheinlich genießen.

Sir James schwitzte. Der Schweiß war einfach nicht aufzuhalten. Er rann in kleinen Bächen über sein Gesicht, und die salzige Flüssigkeit strömte auch in die Augen, wo sie ein Brennen hinterließ.

Mit dem rechten Bein ging Rena einen Schritt zur Seite, zog das linke aber nicht nach und wollte sich nur abstützen, um die Drehung zu vollenden.

Das schaffte sie leicht.

Dann schaute sie ihn an.

Sie lächelte, doch Sir James erwiderte es nicht. Seine Gesichtszüge froren ein, denn was er da sah, das konnte er nicht fassen. Auf der Brust dieser Frau prangte der Katzenkopf, den er schon einmal auf dem Kleiderstoff gesehen hatte.

Dieser hier war nicht aufgemalt, er war echt, denn er bestand aus Fell, aus Augen, die sich bewegten, aus einem Maul, das ebenfalls nicht starr blieb, sondern sich öffnete, zusammen mit dem Mund der Frau und einen klagenden Laut produzierte.

Was war Katze, was war Mensch?

Er wußte es nicht. Auch wenn Rena Mitchell das Gesicht eines Menschen hatte, sie war viel mehr Katze, und als sie einen Schritt vorging, da schabten die Krallen über den Boden, als wollten sie auf dem Holz ihre Spuren hinterlassen.

»Sprachlos?« fragte sie.

Sir James wunderte sich, daß sie noch wie ein Mensch reden konnte. Er nickte.

»Das dachte ich mir, du Mörder!«

Ruhig bleiben! hämmerte er sich ein. Behalt nur die Nerven. Auf keinen Fall durchdrehen! Versuch nachzudenken. Versuche Zeit zu schinden. Und versuch vor allen Dingen zu erfahren, warum und wieso sie zu dem geworden ist.

»Gut«, flüsterte er schließlich. »Es ist alles gut. Ich habe es akzeptiert, aber verdammt noch mal, wie kommt ein Mensch wie Sie zu einer derartigen Deformation?«

Da hatte Sir James ein Wort gesagt, das Rena überhaupt nicht gefallen wollte. »Deformation?« zischelte sie. »Hast du tatsächlich Deformation gesagt?«

»Das habe ich!«

Ihr Mund verzog sich. Dabei blieben ihre Lippen dünn, so daß sie an

ein Katzenmaul erinnerten.

»Wie kannst du es wagen, mich als Deformation zu bezeichnen? Ich bin die neue Rasse. Ich bin der Mensch, der es als erster geschafft hat, sich mit den Tieren zu vereinen. Ich habe sie studiert, und ich habe festgestellt, daß sie in ihrer eigenen Welt lebten. Sie existierten nach gewissen Gesetzen, die nicht von ihnen stammten, sondern die Überlieferung einer uralten Kultur waren. Sie wurden schon vor Jahrtausenden als heilig verehrt und…«

»Ich weiß. Das geschah in Ägypten.«

»Sehr wohl, Sir James, sehr wohl.« Rena beugte sich vor. Wenn sie sprach, bewegte sich auch das Katzenmaul auf ihrer Brust mit. Sie sah aus wie jemand, der eine Katze lebendig verschluckt hatte, die es wiederum geschafft hatte, sich durch den Körper nach vorn und damit nach außen zu beißen.

»Ich habe alles studiert. Ich weiß um diese Verherrlichung der Katzen, und ich kenne auch ihre Göttin. Bastet, die Katzengöttin, die Herrscherin, die mich niemals losließ. Ich hab' mich schon als Kind zu ihr hingezogen gefühlt. Ich habe immer mit Katzen gespielt, und ich konnte sie sogar verstehen, wenn sie miteinander kommunizierten. Ja, sie waren mir nicht fremd. Was für die normalen, dummen Menschen nur als Miauen zu hören war, klang für mich anders. Sie sprachen miteinander, sie stimmten sich ab, und das auf ihre Art und Weise. Mein Gefühl ihnen gegenüber verstärkte sich immer mehr. Schon als Teenager wußte ich, daß ich dies niemals unterdrücken durfte. Im Gegenteil, ich mußte weitermachen, ich mußte es intensivieren, was ich erst schaffte, als meine Tochter zur Welt gekommen war. Meinen Mann habe ich vergessen. Er lebt nicht mehr.« Sie ließ es offen, ob sie ihn umgebracht hatte oder nicht. »Danach bekam ich freie Bahn, und die habe ich ausgenutzt. Meine Forschungen intensivierten sich, und gleichzeitig verstärkten sich auch die Verbindungen zu meinen Freunden, den Katzen. Immer mehr hatte ich das Gefühl, eine der ihren gewesen zu sein, und immer stärker tauchten Bruchstücke einer Erinnerung auf, die noch tief im Dunkel der Vergangenheit verborgen lag. Doch ich fand einen Helfer, der sich meiner annahm und mich zurückführte. Tief hinein in die Vergangenheit. Meine eigene Existenz war nicht mehr wichtig, ich dachte an die, die ich schon einmal gehabt hatte, damals, vor Tausenden von Jahren. Ägypten und…«

»Sie waren eine Katze?« unterbrach Sir James sie.

Da leuchteten ihre Augen. Sie waren jetzt gelb wie die Farbe des Mondes geworden. »Ja, ich war eine Katze, aber nicht irgendeine Straßenkatze. Ich war etwas Besonderes. Ich habe als eine von vielen Menschen verehrte Katze gelebt, denn ich gehörte zum unmittelbaren Kreis der Wächterinnen um die Katzengöttin Bastet herum. So habe ich gelebt. Als Tier, als Katze, die auch sterben mußte, deren Seele

aber auf der Suche nach einem neuen Körper war und das alte Dasein nicht vergessen konnte, weil es keine Zwischenstationen gab. Direkt von der Katze wurde ich nach langer Zeit in einen menschlichen Körper hineingeboren, wobei die Erinnerung an das erste Leben, an die erste Existenz noch zu groß, gewaltig und frisch war, daß ich sie nicht vergessen konnte. Beide Existenzen hielten sich die Waage, und so bin ich zur Katzenfrau geworden. Je älter ich wurde, um so mehr nahm ich diesen Zustand an, der nun seine Blüte erreicht hatte.«

Ein breiter Katzenkopf bedeckte die beiden Brüste und das Tal dazwischen. Er bewegte sich unabhängig vom Gesicht der Rena Mitchell, als wollte er dokumentieren, daß eben diese beiden Persönlichkeiten im Körper der Frau steckten.

Sie lenkte den Kopf. »Glaube nur nicht, daß ich mir von einem Kerl wie dir alles kaputtmachen lasse. Du hast mir schon die Tochter genommen, die ich schon auf den richtigen Weg geführt hatte. Aber jetzt wird dich die Rache der Katze vernichten. So lieb und nett sie auch sein können, ihre Feinde haben keine Chance. Den vernichten und töten sie gnadenlos.«

Sir James sah keinen Grund, dieser Person nicht zu glauben. Er war in die Falle gelaufen, er befand sich jetzt in ihrer Welt, wo sie regierte mit all ihrer Grausamkeit, zu der sie fähig war. Kräfte aus der Vergangenheit waren wiedergeboren worden und dokumentierten sich äußerlich als Katzenkopf und eben als haarige Läufe, wobei die sichtbare Verlängerung des Steißbeins der Schwanz war.

Der Mann konnte es sich kaum erklären, aber es war auch nicht nötig. Ob er mit oder ohne Erklärung hier in der Dachkammer starb, was spielte das für eine Rolle?

Sie funkelte ihn an. Die Augen hatten ihr menschliches Aussehen verloren und einen immer stärkeren katzenhaften Ausdruck bekommen. Sir James mußte leider zugeben, daß dieses erste Leben, obwohl es schon so lange zurücklag, sich als stärker erwies als das zweite.

Es war schwer für ihn, dies alles zu verarbeiten, und er hatte zudem Mühe, Luft zu bekommen. In diesem Raum unter dem Dach war es sehr stickig geworden. Hinzu kam der Geruch, den die zahlreichen Katzenkörper ausstrahlten, er hörte ihr leises Fauchen und auch manchmal ein monotones Knurren, aber es war für ihn alles unwichtig geworden. Jetzt zählte nur Rena Mitchell.

Sie hatte sich vorgebeugt. Er konnte auf ihre Hände schauen. Die Finger waren gespreizt, sie bewegten sich zitternd und glichen immer mehr den Katzenkrallen, weil sie vorn an den Nägeln gebogen waren, um blitzschnell in den Körper einer Beute schlagen zu können.

Sie fuhren nach vorn.

Sir James kam nicht dazu, sich zur Seite zu bewegen. Alles ging so

rasend schnell. Er spürte die gewaltige Kraft, die in den Händen der Frau steckte. Sie hatte zugepackt, und sie riß ihn in die Höhe. Sir James war sogar gezwungen, sich auf die Zehenspitzen zu stellen, aber nicht sehr lange, denn die Katzenfrau schleuderte ihn herum, und er spürte dabei, wie ihr heißer Atem - schon dem eines Raubtieres ähnlich - dicht vor seinem Gesicht entlang strich.

Dann schleuderte sie ihn von sich, als würde sie ihn unendlich hassen. Sir James hatte damit nicht gerechnet. Er ruderte zwar mit den Armen, doch es gelang ihm nicht, einen Halt zu finden. Er konnte nur ins Leere greifen.

Durch die Wucht stolperte er über seine eigenen Beine und prallte auf den Rücken.

Das hatte Rena gewollt.

Sie stand über ihm, lachte mit ihrem normalen Mund, und aus dem Katzenkopf strömte ein heiseres Fauchen. Sehr schnell verstummte es wieder, dafür hörte Sir James einen Pfiff.

Ihm galt das Zeichen nicht.

Die anderen Katzen aber gehorchten ihrer Königin sofort. Plötzlich kam Bewegung in die starren Gestalten. Ein Zucken lief wie ein elektrischer Stromstoß von den Köpfen bis zu den Schwänzen hin und mit mehr oder minder großen Sprüngen verließen sie augenblicklich ihre Plätze.

Rena Mitchell streckte den Arm aus. Ein Zeigefinger wies auf Sir James. »Du gehörst jetzt ihnen, Killer!« sagte sie.

***

Sir James hatte erst gar nicht den Versuch unternommen, sich herumzurollen, um so auf die Füße zu kommen. Er wußte, daß es Rena Mitchell nicht zulassen würde, und als er ihre brutale Ankündigung vernahm, da wußte er, daß für ihn jetzt ein furchtbares Sterben begann.

Er lag auf dem Boden und hörte deshalb sehr deutlich die Geräusche, die entstanden, als die Katzen von ihren Plätzen sprangen und auf die Holzbohlen prallten.

Sie klangen manchmal dumpf wie ein Trommelwirbel. Er bekam auch das Kratzen der Krallen mit, verdrehte die Augen und wußte trotzdem nicht, wohin er zuerst schauen sollte.

Sie waren überall.

Sir James lag, die Tiere aber gingen normal, und aus seiner Perspektive kamen sie ihm so unwahrscheinlich groß vor und wirkten deshalb noch gefährlicher.

Er sah ihre Köpfe.

Dreiecke mit spitzen Ohren, wie verkleinerte Tigerschädel.

Er sah auch ihre Augen, die funkelten und nicht die Spur von Gnade

oder Gefühl zeigten, aber trotzdem so faszinierend waren, was er selbst in seiner Lage empfand.

Er sah auch ihre Münder und Mäuler.

Einige von ihnen standen offen, andere waren zusammengepreßt. Die offenen gähnten ihn an.

Schmale Zungen bewegten sich, als wären sie aus Gummi, glitten hervor, wurden plötzlich breiter und umleckten das Maul in Vorfreude auf das Menschenfleisch.

Rena war zur Seite getreten. Sie stand vor dem Bett, von wo aus sie den besten Überblick hatte.

Ihre menschlichen Augen unterschieden sich kaum von denen der Katzen, was die Härte des Blickes anging. Auch sie würde kein Erbarmen kennen, und aus dem halb geöffneten Mund drangen Zischlaute.

Sir James spürte jetzt die Angst. Er hatte, wie jeder andere Mensch, schon oft in seinem Leben Angst gehabt und auch darunter gelitten. Diese hier aber war anders, denn er wußte, daß er dicht vor der Schwelle zum Tod stand.

Keine Kugel, kein Messerstich, sondern die Zähne und die Krallen beeinflußter Katzen würden seinem Leben ein Ende bereiten. Die Brille hatte er zwar nicht verloren, sie war allerdings verrutscht, und zwar so, daß er nur mit dem rechten Auge noch scharf sehen konnte. Vor das linke hatte sich ein Schleier gelegt.

Von rechts kam die erste Katze.

Ihr Fell war schwarz. Nur in Höhe des Bauches malten sich weiße Flecken ab.

Sie stieß sich ab.

Sie sprang ihn an.

Er riß den Mund auf. Ein ächzender und auch leicht würgend klingender Laut wehte über seine Lippen, der darauf zurückzuführen war, daß die schwere Katze auf seiner Brust und sogar in Bauchhöhe ihren Platz gefunden hatte.

Dort hockte sie regungslos wie ein schwerer, schwarzer Klotz. Sie hielt den Kopf nach vorn gestreckt und schaute ihn zunächst nur ernst an.

Dann war die zweite Katze da.

Mit einem Sprung hatte sie seinen Unterkörper erreicht und hockte sich dort nieder. Sie klammerte sich an ihm fest, die Pfoten und auch gleichzeitig die Krallen ausgestreckt, denen der Stoff keinen Widerstand entgegensetzen konnte, denn sie drangen hindurch und erwischten die dünne Haut der Oberschenkel wie kleine Messer.

Rena Mitchell hatte ihren Spaß. »Es kommen noch mehr«, flüsterte die Katzenfrau. Sie war so erregt, daß sich ihr Schwanz bewegte. Er klopfte in einem bestimmten Rhythmus auf den Boden.

Sir James war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Er hatte Mühe mit der Atmung, hörte aber das leise Tappen anderer Pfoten und wußte, daß sich ihm eine dritte Katze näherte.

Sie kam von der Seite, in Kopfhöhe…

Er hielt den Atem an.

Dann sprang das Tier.

Sir James schrie, doch dieser Schrei erstickte in einem dumpfen Gurgeln, als er den Bauch der Katze auf seinem Mund spürte und sich das Fell in seinen Gaumen drängte.

Er bekam keine Luft mehr.

Wenn sie sitzen bleibt, werde ich ersticken! durchschoß es ihn, und er bewegte zuckend seine beiden Arme, schlug sie über seinem Gesicht zusammen und wühlte die Hände in das Fell des Tieres.

Er wollte die Katze von seinem Gewicht wegziehen, denn schon wallte die Übelkeit zugleich mit der Luftknappheit in ihm hoch.

Die Katze bewegte sich von allein zur Seite. Aber nur mit der hinteren Körperhälfte, die rechte blieb in ihrer Lage. Dabei zogen die Vorderkrallen kleine Furchen in die dünne Haut am Hals des Mannes.

Sein Mund aber lag frei.

Er spie Katzenhaare aus, würgte weiter, keuchte dabei und hörte Renas kalten und spöttisch klingenden Kommentar. »Keine Sorge, Mörder, es wird nicht so günstig für dich bleiben. Das sind die ersten drei, die meinen Befehlen folgten. Sie machen den Anfang und werden deine Haut zerfetzen. Anschließend sind die nächsten an der Reihe. Ich bin gespannt, wie oft sie sich abwechseln können, bis du nicht mehr lebst.«

Sir James holte tief Luft. Alles in ihm schrie nach einer Reaktion. Die Brille hatte er verloren, er konnte nur schwach etwas erkennen, aber er wollte schreien.

Der letzte Schrei vielleicht in seinem Leben.

Die Schreie klangen auf.

Aber nicht durch ihn.

Es waren andere.

Erste Pfoten bewegten sich auf ihm. Ein Schlag erwischte seine rechte Wange, wobei eine Kralle in seinem Ohrläppchen hängenblieb, aber es ertönte wieder ein Pfiff.

Rena hatte ihn ausgestoßen.

Die Katzen saßen plötzlich still.

Sir James begriff nichts mehr richtig bewußt. Doch in seinem Unterbewußtsein hörte er die Schreie.

Doch er war es nicht, der sie ausgestoßen hatte.

Sie klangen auch nicht menschlich, sondern heulend und jammernd, dazwischen ein klagendes Miauen, doch eher schrill, an eine Warnung erinnernd.

Die Katze bewegte sich von seinem Kopf weg. Sie blieb neben Sir James sitzen und hatte das Interesse ebenso an ihm verloren wie auch die anderen Tiere.

Sir James nutzte die Gunst der Sekunde. Ihm gelang der Griff nach seiner Brille. Er setzte sie auf, und plötzlich sah die Welt wieder anders aus, auch wenn die Gläser an verschiedenen Stellen noch beschlagen waren. Er sah trotzdem klarer und schaute gegen Rena Mitchells nackten Rücken.

Die Katzenfrau bewegte sich grazil auf eine der schrägen Fenster zu und öffnete es.

Sie schaute hinaus.

Viel erkennen konnte sie wohl nicht, dafür klangen die Schreie lauter.

Nein, das waren keine Menschen, da jammerten und jaulten die im Garten lauernden Katzen.

Mit einer wilden Bewegung und dem gezischten Fluch auf den Lippen hämmerte die Frau das Fenster wieder zu. Scharf drehte sie sich herum.

Sie blickte Sir James an.

Er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf sie achten zu können. Tief holte sie Luft und keuchte: »Glaube nur nicht, daß du gewonnen hast, Killer! Glaube es nur nicht! Ich werde die Lage in den Griff bekommen. Ich werde nachschauen, weshalb meine Freunde so unruhig geworden sind. Du aber bleibst hier oben, du wirst hervorragend bewacht, und wenn du dich rührst, zerreißen dich die sechs Katzen gemeinsam. Das ist ein Versprechen!«

Noch immer konnte sich Sir James keinen Grund für das Verhalten der Katzen vorstellen. Er drehte leicht den Kopf nach links, als sich Rena in Bewegung setzte und dicht an ihm vorbeiging. Der buschige Schwanz streifte noch seine Wange.

Sie ging zur Tür.

Der Griff um die Klinke, im nächsten Augenblick zerrte sie die Tür auf.

Ein Schrei, ein Fluch, das Poltern!

Im selben Augenblick erschien sie wieder in Sir James' Blickfeld. Jetzt rückwärts laufend und völlig von der Rolle.

»Tötet!« brüllte sie, und ihre Stimme überschlug sich dabei…

***

Wir waren durch ein Haus gegangen, das man guten Gewissens als leer und tot bezeichnen konnte.

Niemand, nicht einmal eine Katze, war uns entgegengekommen.

In der ersten Etage hatten wir nur in verlassene Zimmer geschaut. Aber der typische Katzengeruch hatte uns auch weiterhin begleitet,

sogar die noch engere Treppe bis hoch zum Dach. Ihr Geländer war ziemlich primitiv und an der linken Seite angenagelt worden. Es wackelte.

Bisher war es ruhig geblieben, auch wir hatten uns so leise wie möglich bewegt. Als wir jedoch fast vor der Tür standen, hörten wir ungewöhnliche Geräusche.

Schreie, so schrill, hoch, jammernd und klagend, daß sie nicht von Menschen stammen konnten.

Außerdem waren sie außerhalb aufgeklungen. Uns war sehr schnell klar, daß dort einige Katzen um die Wette heulten. Irgendwie wurden wir auch an eine Warnung erinnert, denn bisher war alles still geblieben.

Suko deutete auf die geschlossene Tür, als er flüsterte: »Jetzt wird einiges anders.«

Ich nickte nur.

Beide griffen wir nach den Waffen.

Wir hielten sie noch nicht richtig in den Händen, als die Tür vor uns aufgerissen wurde. Dies geschah blitzartig, wir wurden beide überrascht und waren erst mal so baff, daß wir nur dastanden und nichts taten. Aber wir sahen die nackte Frau.

Eine Frau?

Beim ersten Hinsehen schon, dann aber nicht mehr, denn welche Frau hatte schon anstatt der normalen Beine lange Katzenläufe und einen aus dem Rücken hervorwachsenden Schwanz? Hinzu zeichnete sich auf er Brust ein fauchender Katzenschädel ab, so daß diese Person mehr Monster als Mensch war.

Das mußte Rena Mitchell sein, und sie zeigte sich ebenso überrascht wie wir.

Aber sie fing sich schneller.

Noch auf der Schwelle gelang ihr der Stopp. Nach kurzem Trudeln warf sie sich nach hinten. Sie hetzte wieder in den Dachraum hinein und drehte beinahe durch.

Wir hörten sie schreien. »Tötet sie! Tötet sie!«

Ob wir damit gemeint waren oder nicht, das interessierte uns nicht mehr, wir wollten den Fall beenden und sprangen gemeinsam in den Dachraum.

***

Mich erwischte es von links. Ein fauchendes Etwas jagte auf mich zu. Mittlerweile kannte ich mich mit angriffswütigen Katzen aus und wußte, wie man mit ihnen fertig wurde.

Ich rammte meinen angewinkelten Arm nach rechts. Die Ellenbogenspitze traf die Schnauze der Katze. Der Hieb schleuderte das Tier zu Boden, wo es sich jaulend um die eigene Achse drehte.

Ich hatte freie Bahn.
Dann peitschte ein Schuß.
Suko hatte gefeuert und eine Katze erwischt, die auf dem Körper eines Mannes hockte und dabei gewesen war, ihre Zähne in dessen Hals zu hacken. Erst jetzt erkannte ich unseren Chef Sir James, der blutend am Boden lag und beinahe ein Opfer dieser veränderten, mordgierigen Katzen geworden wäre.
Rena drehte durch.
Sie schrie.
Sie feuerte ihre Tiere an, und sie verwandelte sich in eine Furie. Fünf Katzen konnten sich noch normal bewegen und jagten auf uns zu. Rena aber kümmerte sich um Sir James. Sie war so besessen von ihrem Haß, daß sie ihn auf keinen Fall am Leben lassen wollte.
In diesem Augenblick glich sie selbst einem Raubtier, als sie sich auf ihn stürzte.
Die Arme hatte sie vorgestreckt, ebenso die Finger, und deren Nägel waren zu Krallen geworden.
So spitz immerhin, daß sie damit eine menschliche Kehle hätte aufreißen können.
Sir James war wehrlos.
Er lag da, er hatte versucht, sein Gesicht zu schützen, aber Rena Mitchell schaffte es tatsächlich, die Deckung zuvor mit einem Fußtritt zur Seite zu schleudern.
Jetzt hatte sie freie Bahn.
Sie wollte ihn, und es gab nur eine Möglichkeit, unseren Chef zu retten.
Suko kämpfte mit vier Katzen zugleich. Er war zu stark abgelenkt. Ich war in die Hocke gegangen, und es interessierte mich in diesem Augenblick überhaupt nicht, daß mir eine kleine Bestie im Nacken hockte, um mich zu malträtieren.
Ich feuerte zweimal meine Beretta ab und hatte dabei auf die Brust der Katzenfrau gehalten, wo sich eben dieser Schädel sehr deutlich und durchaus lebendig abzeichnete.
Zweimal geschossen, zwei Treffer.
Die Kugeln wuchteten Rena Mitchell zurück. Sie hob dabei sogar ihre Beine an und wirkte für einen Moment wie eine Riesenkatze, die jemand in die Luft geschleudert hatte.
Dann krachte sie auf den Bretterboden. Sie überschlug sich, sie heulte, wollte wieder hoch, was sie nicht schaffte und auf dem Rücken liegenblieb.
Ich ging hin.
Plötzlich wurde es totenstill.
Auch die »normalen« Katzen griffen nicht mehr an. Sie huschten weg von uns, erreichten die offene Tür und verschwanden so rasch wie

möglich im Flur.
Ich näherte mich Rena Mitchell von der linken Seite her. Suko kümmerte sich um Sir James. Da war der Chef in guten Händen.
Ich schaute auf sie nieder.
Sie starrte mich an.
Lebte sie?
Mein Blick glitt mehr nach unten. Ich wollte mir die Stelle anschauen, wo sie meine geweihten Silberkugeln erwischt hatten. Dort hatte sich dieses Katzengesicht befunden.
Die Kugeln hatten es zerstört, ausgelöscht. Statt dessen befand sich dort ein tiefes Loch. Pechschwarz, an den Rändern eingezackt, wobei dünne Rauchfäden von ihnen hochflatterten.
Das konnte sie nicht überlebt haben.
Ich beugte mich über das Gesicht. Es sah grau aus, sehr eingefallen. An den Beinen wurde das Fell bereits stumpf. Plötzlich bewegte Rena Mitchell die Lippen. »Fast«, keuchte sie flüsternd, »fast hätte ich es geschafft. Du hast Glück gehabt, so verdammt großes Glück. Beinahe wäre ich perfekt geworden.«
Was sie damit gemeint hatte, wußte ich nicht. Ich würde es auch nie mehr erfahren, denn Sekunden nach dieser letzten Aussage war sie tot.
Ich drehte mich um.
Sir James saß jetzt, wurde aber von Suko gestützt. Sein Gesicht zitterte ebenso wie seine Unterlippen. Dann nahm er die Brille ab. Er wollte etwas sagen, doch seine Stimme versagte, und so konnte er nur die Schultern heben.
»Ich glaube, wir werden dieses Haus verlassen, Sir«, sagte Suko und wollte ihm hochhelfen.
»Eins noch…« Sir James hustete. Er strich fahrig über sein Haar. Dann nahm er die Brille ab, schüttelte den Kopf und sagte mit rauh klingender Stimme. »Ihr… ihr verdammten Teufelskerle… da… da ist mir doch tatsächlich etwas ins Auge geflogen…«
Ich gab keine Antwort, Suko ebenfalls nicht. Aber beide fühlten wir uns so verdammt gut…

***

Zwei Tage später wurde Ginger Mitchell beerdigt. Es gab keine Angehörigen mehr, die sie auf ihrem letzten Weg begleitet hätten. Deshalb bekam sie ein Armenbegräbnis. Ein Pfarrer war dabei, ein Vertreter der Behörde, und der einfache Sarg war ebenfalls von der Stadt gestellt worden.
Und noch jemand stand am Grab.
Ein Mann, der sich einen dünnen Mantel übergestreift hatte und der trotz der Wärme zu frieren schien. Wahrscheinlich kam diese Kälte von innen.

Weder der Pfarrer noch der Vertreter der Stadt sprachen mit ihm. Als später der Totengräber kam, bat ihn der einsame Mann, sich noch zu gedulden.

»Aber nicht lange, Mister.«

»Nein, nein, nur noch für wenige Minuten.«

»Kannten Sie die junge Frau denn? Ich habe gehört, daß sie viele Freunde gehabt hat, von denen niemand zur Beerdigung gekommen ist. Wahrscheinlich wußten sie nicht Bescheid. Sie war noch jung, und dann ist so ein Schwein gekommen und hat sie getötet. Sagen Sie ehrlich, können Sie das begreifen, Mister?«

»Nein«, erwiderte Sir James mit leiser Stimme und schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht begreifen.«

Danach drehte er sich um und ging, verfolgt von den staunenden Blicken des Totengräbers, der sich fragte, ob er etwas falsch gemacht hatte. Das wohl nicht, und so ging er seiner Arbeit nach.

Einmal konnte er sich noch wundern, denn es gab noch weitere Besucher am Grab.

Drei Katzen kamen, hockten sich hin und miauten klagend ihre tiefe Trauer hinaus…

ENDE